

## **3 Methodik und Vorgehen**

Das Literaturstudium bildet den Hintergrund jeder wissenschaftlichen Arbeit. Insbesondere für die Ausführungen zur geschichtlichen Entwicklung des Wissens und der Wissensvermittlung wurde eine umfassende Literaturrecherche durchgeführt, bei der auch soweit wie in historischen Analysen möglich auf Originalquellen zurückgegriffen wurde.

Die Auswahl und die genaue Ausgestaltung der Untersuchungsmethode werden einerseits von der Forschungsfrage bestimmt und bestimmen andererseits die Ergebnisse der Untersuchung mit. Bei der Durchführung des empirischen Teils der Arbeit fiel die Entscheidung für ein qualitatives Vorgehen. Dieses Vorgehen erlaubt es, den Untersuchungsprozess sehr offen zu gestalten, was angesichts des noch wenig untersuchten Themengebietes sinnvoll erschien. Andererseits bedeutet die Wahl eines qualitativen Verfahrens auch, dass keine repräsentativen Aussagen gemacht werden können. Für die Gültigkeit und die Möglichkeit, diese Aussagen zu verallgemeinern, ist es bei der qualitativen Sozialforschung besonders wichtig, das Vorgehen bis ins Detail zu dokumentieren und den Forschungsprozess damit nachvollziehbar zu machen (vgl. MAYRING 1999,115). Darum wird das Vorgehen bei der vorliegenden empirischen Untersuchung in diesem Kapitel sehr ausführlich beschrieben.

### **3.1 Theoretische Vorüberlegungen zur Methodenwahl**

Die Methodendiskussion in den empirischen Sozialwissenschaften wird von zwei Grundrichtungen der Forschung, der qualitativen und der quantitativen Sozialforschung, geprägt. Im Folgenden werden die beiden Grundrichtungen kurz vorgestellt, die Entscheidung für die qualitative Sozialforschung begründet und deren Merkmale näher ausgeführt.

#### **3.1.1 „Qualitativ“ und „quantitativ“ – zwei Grundrichtungen der Sozialforschung**

Während bei Untersuchungen des 18. und 19. Jahrhunderts die Trennung zwischen „qualitativ“ und „quantitativ“ noch nicht bekannt und bis zum frühen 20. Jahrhundert noch nicht üblich war, wurde im Verlauf des letzten Jahrhunderts immer schärfer zwischen den beiden Forschungsrichtungen unterschieden und kontrovers über deren jeweilige Leistung diskutiert (vgl. KARDOFF 1995,4). Der Unterscheidung zwischen quantitativer und qualitativer Sozialforschung liegen zwei unterschiedliche Denktraditionen zugrunde: Während die quantitative Forschung mit den Naturwissenschaften in Zusammenhang gebracht wird, bezieht sich die qualitative Forschung auf eine geisteswissenschaftliche Denkweise (vgl. LAMNEK 1993a,219).

Die quantitative Sozialforschung hat ihre Wurzeln im Positivismus des 19. Jahrhunderts. Auguste Comte (1798-1857) formulierte die philosophische Prämisse, dass als Basis für wissenschaftliche Erkenntnisse nur Tatsachen zugelassen sind. Vertreter der neo-positivistischen Philosophie-Gruppe „Wiener Kreis“ (1922-1938) entwickelten diesen Gedanken mit dem Ziel fort, Empirismus und Logik zu einer Einheitswissenschaft zu vereinen. Eine

grundlegende Idee war dabei, wissenschaftliche Aussagen aller Disziplinen in eine gemeinsame Sprache, wie etwa die Mathematik, zu transformieren. Karl POPPER (1902-1994), der kein Mitglied des Wiener Kreises war, übernahm für den von ihm begründeten „Kritischen Rationalismus“ den Ansatz der Problemlösung mittels naturwissenschaftlichem Vorgehen: *„Die Methode der Sozialwissenschaften wie auch die der Naturwissenschaften besteht darin, Lösungsversuche für ihre Probleme – die Probleme, von denen sie ausgeht – auszuprobieren. Lösungen werden vorgeschlagen und kritisiert. Wenn ein Lösungsversuch der sachlichen Kritik nicht zugänglich ist, so wird er deshalb als unwissenschaftlich ausgeschaltet, wenn auch vielleicht nur vorläufig“* (POPPER 1969,105 f.).

Resultat der naturwissenschaftlichen Vorgehensweise ist in der Regel eine „Erklärung“ eines Tatbestandes. *„Ziel naturwissenschaftlicher Bemühungen ist es, bestimmte Erscheinungen als Wirkungen bestimmter Ursachen zu begreifen, also kausale Beziehungen zwischen Erscheinungen zu entdecken. Diese Entdeckungen sollen zu allgemein gültigen Aussagen in Form von Gesetzen gleichsam angesammelt werden, mit deren Hilfe dann wiederum neue beobachtbare Erscheinungen erklärt werden können“* (KONEGEN/SONDERGELD 1985,65, zit. nach LAMNEK 1993a,219).

Weniger beim „Erklären“, als vielmehr beim „Verstehen“ liegt dagegen das Hauptaugenmerk der qualitativen Sozialforschung. Wilhelm DILTHEY (1833-1911) erläutert die unterschiedlichen Ansätze: *„Das Ideal naturwissenschaftlicher Konstruktion ist die Begreiflichkeit, deren Prinzip die Äquivalenz von Ursachen und Wirkungen ist, und ihr vollkommenster Ausdruck ist das Begreifen in Gleichungen. Das Ideal der Geisteswissenschaften ist das Verständnis der ganzen menschlich-geschichtlichen Individuation aus dem Zusammenhang und der Gemeinsamkeit in allem Seelenleben“* (DILTHEY 1968,265). DILTHEY wandte sich gegen die Soziologie wie sie Comte vertrat. Die Comte-Spencersche Theorie der Gesellschaft, so seine Einschätzung, sei unfähig zum Verstehen (vgl. GERHARD 2001,279). Genau hier hat die qualitative Forschung ihren Ausgangspunkt, nämlich *„im Versuch eines vorrangig deutenden und sinnverstehenden Zugangs zu der interaktiv ‚hergestellt‘ und in sprachlichen wie nicht-sprachlichen Symbolen repräsentiert gedachten sozialen Wirklichkeit. Sie bemüht sich dabei, ein möglichst detailliertes und vollständiges Bild der zu erschließenden Wirklichkeitsausschnitte zu liefern“* (KARDOFF, 1995,4).

Aus der Polarität der Ansätze ergeben sich für den gesamten Forschungsverlauf Unterschiede (s. Abb. 3.1) – die allerdings nur in der Tendenz die Auffassungen der beiden Paradigmen widerspiegeln (vgl. LAMNEK 1993a,244).

In der Praxis lassen sich die beiden Ansätze längst nicht so klar unterscheiden. Schon Max WEBER (1864-1920) schloss sowohl das „Erklären“ als auch das „Verstehen“ in seine Definition von Soziologie ein. *„Soziologie (im hier verstandenen Sinne dieses sehr vieldeutig gebrauchten Wortes) soll heißen: eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will“* (WEBER 1964,3). Und auch nach DILTHEY *„mündet das Verstehen im Erklären“* (vgl. LAMNEK 1993a,220).

Nach Jahren der heftigen Diskussionen haben sich die beiden Forschungsrichtungen inzwischen wieder an einander angenähert, und so scheint die krasse Trennung zwischen den beiden Positionen heute nicht mehr gerechtfertigt, zumal die Naturwissenschaften mit der Vorstellung des Wiener Kreises von ihr – spätestens seit Werner Heisenberg – sowieso nicht mehr

viel gemein hat. So meint Günther PATZIG „*dass es erstens sinnlos ist, den Natur- und Geisteswissenschaften je eine Methode zuzuordnen, die man dann mit den Etiketten ‚Erklären‘ und ‚Verstehen‘ belegen könnte, zweitens, dass Erklären und Verstehen beide sowohl in den Natur- wie in den Geisteswissenschaften eine wichtige Rolle spielen und drittens, dass eine besondere Art des Verstehens in den Geisteswissenschaften dem heuristischen Prinzip dienen kann*“ (PATZIG 1973,395, zit. nach LAMNEK 1993a,221) oder wie es Paul F. LAZARSELD ausdrückt: „*Wir konnten uns nicht damit begnügen, Verhaltenseinheiten einfach zu ‚zählen‘, unser Ehrgeiz war es, komplexe Erlebnisweisen empirisch zu erfassen. Der oft behauptete Widerspruch zwischen ‚Statistik‘ und phänomenologischer Reichhaltigkeit war sozusagen von Anbeginn unserer Arbeiten ‚aufgehoben‘, weil gerade die Synthese der beiden Ansatzpunkte uns als die eigentliche Aufgabe erschien*“ (LAZARSELD 1980, zit. nach FINK 1995,4).

**Abb. 3.1:** Schematischer Vergleich quantitativer und qualitativer Sozialforschung



Quelle: LAMNEK 1993a,244 (Auszug)

Ernst von KARDOFF geht sogar so weit, zu behaupten, dass sich qualitative und quantitative Forschung – forschungsstrategisch betrachtet – auf einem Kontinuum abtragen lassen. *„In Abhängigkeit von der jeweiligen Fragestellung lassen sich z.B. mit Hilfe qualitativer Methoden Typizitäten und Mechanismen der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit (BERGER & LUCKMANN, 1969), mit Hilfe quantitativer Methoden Repräsentativität, allgemeine (topographische, lineare etc.) Muster oder Modelle herausarbeiten; beide Momente ergänzen sich unter Gesichtspunkten einer perspektivischen Erfassung der ‚Ganzheit‘ sozialer Phänomene“* (KARDOFF 1995,4). Allerdings wendet Siegfried LAMNEK ein, hieße es die Bedeutung der qualitativen Sozialforschung zu unterschätzen *„wollte man einige ihrer Elemente wohlwollend in den quantitativen Forschungsprozess integrieren und damit als angemessen berücksichtigt ansehen“*. Und wenn die Wahl der Methode nicht zur „Glaubensfrage“ erhoben werde, sei eine „Versöhnung“ der beiden methodologischen Paradigmen auch nicht nötig, *„denn beide haben ihre Berechtigung und ihre Vorteile, die je nach spezifischer Lage des zu untersuchenden Phänomens, den einen oder anderen Forschungsansatz zum Zuge kommen lassen“*. Dem qualitativen Vorgehen kommt dabei eine eigene Qualität zu, *„die durch Vermengen mit dem quantitativen Forschungsprozess eher verloren geht, als sinnvoll angewendet wird“* (LAMNEK 1993b,198).

Als wichtiges Unterscheidungsmerkmal führt Christel HOPF dabei für die qualitative Forschung an, dass die Annäherung an die soziale Realität mit Hilfe offener Verfahren erfolge. *„Die jeweiligen Untersuchungsfelder werden vorwiegend ohne Zuhilfenahme standardisierter Erhebungsinstrumente erschlossen“* (HOPF 1993,14). Neben dem Merkmal „Offenheit“ nennt LAMNEK drei weitere, die für das qualitative Vorgehen wesentlich sind: „Kommunikativität“, „Naturalistizität“ und „Interpretativität“.

### 3.1.2 Merkmale und Anwendung qualitativer Sozialforschung

*„Das Prinzip der **Offenheit** besagt, dass die theoretische Strukturierung des Forschungsgegenstandes zurückgestellt wird, bis sich die Strukturierung des Forschungsgegenstandes herausgebildet hat“* (HOFFMANN-RIEM 1980,343). Das bedeutet, dass der Forschungsprozess gegenüber dem Gegenstand so offen gehalten werden muss, dass Neufassungen, Ergänzungen und Revisionen sowohl der theoretischen Strukturierungen und Hypothesen als auch der Methoden möglich sind, wenn der Gegenstand dies erfordert (vgl. MAYRING 1999,17).

Die Offenheit ist ein zentrales Prinzip der qualitativen Sozialforschung, das den gesamten Forschungsprozess bestimmt. So wird auf die Formulierung einer Hypothese vorab verzichtet. *„Vorabvermutungen als Hypothese dürfen bestenfalls nur eine untergeordnete Rolle spielen. Erst eine intensive Beschäftigung mit dem einzelnen Fall kann darüber Auskunft geben, ob die eine oder die andere oder vielleicht gar eine dritte Erklärung zutrifft“* (LAMNEK 1993b,18). Auch die Grundhaltung gegenüber den Untersuchungspersonen, der Untersuchungssituation und der im Einzelnen anzuwendenden Methode soll offen sein. *„Der Erhebungsperson wird eine weitgehende Freiheit und Flexibilität eingeräumt, sich auf die wechselnden, nicht vorhersehbaren Umstände der zu erhebenden sozialen Situation einzustellen: Dies geschieht in der Annahme, dass der in der persönlichen Interaktion beteiligte, spontan reagierende und*



*deutende Untersucher (etwa als freier Interviewer oder als teilnehmender Beobachter) eher eine situations- und verlaufsangemessene Verhaltensentscheidung treffen kann – gleichsam ohne Scheuklappen die Augen offen haltend – als es unter einer durchdachten Vorabfestlegung der eingeplanten Verhaltensvarianten (= Standardisierung) möglich ist“ (SPÖHRING 1989,34).*

*„Das Prinzip der **Kommunikativität** besagt, dass der Forscher den Zugang zu bedeutungsstrukturierten Daten im Allgemeinen nur gewinnt, wenn er eine Kommunikationsbeziehung mit dem Forschungsinstitut eingeht und dabei das kommunikative Regelsystem des Forschungssubjekts in Geltung lässt“ (HOFFMANN-RIEM 1980,346). Es wird davon ausgegangen, „dass soziale Wirklichkeit durch situative Interaktion oder Kommunikation konstituiert wird“ (LAMNEK 1993b,19). Die „gemeinsame Deutung der Situation“ und die „kommunikative Verständigung über dieses Wissen“ im Rahmen eines kommunikativen Akts, der von der Sozialforschung nur initiiert wird, der jedoch der Alltagssituation ähneln soll, ist von zentraler Bedeutung, um die in der jeweiligen Situation entstehende Wirklichkeit zu erfassen (vgl. LAMNEK 1993b,19).*

Auch der Grad der erreichten **Naturalistizität** trägt zur Qualität der Forschungsergebnisse bei: *„Verfremdende Einflüsse durch eine ungewöhnliche, unnatürliche Kommunikationssituation während der Erhebung führen auch zu verfremdeten und unnatürlichen Interpretationen und Deutungen der untersuchten Personen“ (LAMNEK 1993b,20). Das Ziel, die „Kluft zwischen Sprache und Handeln“ zu überbrücken, ist nach den Ausführungen von Christa HOFFMANN-RIEM, durch eine passive Befragtenrolle nicht zu erreichen, statt dessen fordert sie: „Nur wenn das Forschungssubjekt seine Handlungsorientierungen in autonomer Selbstdarstellung gestalten kann, wenn es seine Handlungsbegründungen entsprechend den eigenen Relevanzsetzungen in der Interviewsituation entfalten kann, wenn es sich selbst auch emotional engagiert einbringen und die Bedeutsamkeit der Interviewkommunikation auch für seine alltäglichen Handlungszusammenhänge unterstellen kann – nur dann ist interne Gültigkeit zu erhoffen“ (HOFFMANN-RIEM 1980,350).*

Auch dann gilt in der qualitativen Sozialforschung der wissenschaftliche Grundsatz der **Interpretativität**. Das bedeutet, dass *„sprachliche Äußerungen nicht als dinghaft gegeben, sondern als interpretationsbedürftig betrachtet werden müssen“ (HOFFMANN-RIEM 1980,350). Dazu wendet der Forscher seinerseits „eine wissenschaftlich modifizierte Form des alltagsweltlichen Fremdverstehens an, um aus der naturalistischen, quasi-alltagsweltlichen Untersuchungssituation Handlungsmuster herauszufiltern“ (LAMNEK 1993b,21).*

Aus diesem Ansatz und Verständnis der qualitativen Sozialforschung ergibt sich eine besondere Eignung der Methode zur Erarbeitung von bestimmten Forschungsfragen bzw. zum Einsatz in bestimmten Situationen. Während Allen H. BARTON und Paul F. LAZARSELD die „Quasi-Statistiken“ entsprechend ausgewerteter qualitativer Sozialforschung auch als *„breit ausgelegtes Abtastgerät und als ‚Sucher‘“* zur Ermittlung von begrenzten Bereichen von besonderem Interesse einsetzen wollen, *„weil standardisierte Forschung zu teuer und zeitraubend ist, als dass sie überall gleichzeitig angewandt werden könnte“ (BARTON/LAZARSELD 1993,72),* sehen Ronald HITZLER und Anne HONER auch ganz eigene Einsatzbereiche für die qualitative Forschung. Der Verzicht auf das komplexe und elaborierte Instrumentarium der standardisierten Sozialforschung sei dann sinnvoll, wenn *„Standardverfahren nicht oder nur*

*ungenügend greifen, also zum Beispiel wenn es darum geht, (relativ) unerforschte Phänomene zu entdecken und zu erkunden ...“ (HITZLER/HONER 1997,10,11). Nach Udo KELLE und Susann KLUGE lassen sich Items in Fragebögen in der Regel nicht „ohne eingehende Kenntnisse über die in bestimmten soziokulturellen Milieus geltenden Deutungsmuster und Handlungsorientierungen“ formulieren. Dieses Wissen fehlt nach Meinung der Wissenschaftler immer dort, „wo fremde Kulturen oder Subkulturen innerhalb der eigenen Gesellschaft untersucht werden, wobei es sich bei ‚Subkulturen‘ um Gruppen handeln kann, die ‚nur‘ einer anderen sozialen Schicht angehören, in einem anderen Stadtteil wohnen, die eine andere Bildung besitzen, die einem anderen Geschlecht angehören, einen anderen Beruf ausüben, einer anderen Altersgruppe angehören, in anderen familiären Konstellationen leben oder einen anderen weltanschaulichen oder religiösen Hintergrund besitzen als der Forscher oder die Forscherin“ (KELLE/KLUGE 1999,14).*

Qualitative Sozialforschung greift aber auch dann besonders gut, „wenn das ‚Feld‘ sich als ‚sperrig‘ erweist gegenüber standardisierten Methoden (z.B. Eliten, die sich Fragerastern verweigern, oder in Bezug auf Forscher-Relevanz sozial ‚inkompetente‘ Akteure, die nicht erfolgreich mit Fragebogen interviewt werden können), wenn der Forscher geneigt ist, sich von den ‚im Feld‘ geltenden statt von seinen professionellen Relevanzsystemen leiten zu lassen, aber auch wenn sich das Erkenntnisinteresse auf typologische Konstruktionen (statt auf kategoriale Zuordnung) oder auf die Strukturen, d.h. die essentiellen Bestandteile eines Phänomens, bzw. auf die empirisch begründete Theorie-Bildung (statt auf die Prüfung von Hypothesen) richtet“ (HITZLER/HONER 1997,10,11).

Die qualitative Sozialforschung ist sehr gut dazu geeignet, komplexe Zusammenhänge darzustellen: „Zielt die konventionelle Methodik darauf ab, zu Aussagen über Häufigkeiten, Lage-, Verteilungs- und Steuerungsparameter zu gelangen, Maße für Sicherheit und Stärke von Zusammenhängen zu finden und theoretische Modelle zu überprüfen, so interessiert sich eine qualitative Methodologie primär für das ‚Wie‘ dieser Zusammenhänge und deren innere Struktur vor allem aus Sicht der jeweils Betroffenen“ (KIEFL/LAMNEK 1984,474 zit. nach LAMNEK 1993a,4).

Und nicht zuletzt hat schon Georg von MAYR (1841-1925) festgestellt, dass sich manche Themen besonders schwer über die quantitative Methodik bearbeiten lassen: „Gerade bei den symptomatischen Erscheinungen, welche den Beobachtungsstoff der Moralstatistik ausmachen, handelt es sich vielfach um Tatsachen diskreter Natur; z.B. die Einzelgestaltung des ehelichen Zusammenlebens, des sozialen Verhaltens von Eltern und Kindern im häuslichen Leben usw.“ (MAYR, zit. nach OBERSCHALL,94).

## **3.2 Datenerhebung und Aufbereitung**

In der qualitativen Sozialforschung wird die Methodik jeweils an die durchgeführte Untersuchung angepasst. Im Folgenden wird darum zunächst die konkrete Fragestellung vorgestellt und dann die Methodenwahl im Einzelnen begründet. Dabei werden die wesentlichen Einfluss- und Entscheidungsfaktoren zur Datenerhebung und Auswertung vorgestellt und begründet.

### 3.2.1 Fragestellung

„Wissen“ ist eine komplexe Größe, wie in Kapitel 2.1 ausgeführt wurde. Es wird aus vielen Quellen gespeist (Kapitel 2.2). Ob das vorhandene Wissen eine Wirkung entfalten kann, ist von seiner Umsetzung in Taten abhängig. Die Möglichkeit, Wissen umzusetzen, ist wiederum von zahlreichen Faktoren abhängig (s. Kapitel 4.1 und 4.2). Ausgehend von diesen Voraussetzungen wurde im empirischen Teil der Untersuchung folgenden Fragen nachgegangen (am Beispiel der Pflanzenproduktion in ökologisch wirtschaftenden Betrieben):

1. Wie ist der Wissenstand von Landwirten einzuschätzen?
2. Welche Wege der Wissensvermittlung sind für Landwirte relevant, welche sind ihre bevorzugten Informationsquellen?
3. Welche Rolle spielen die verschiedenen Informationsquellen für das Wissen der Landwirte?
4. Lassen sich in Bezug auf Wissen und dessen Umsetzung Typen entwickeln und wie sehen diese aus? Wie ist ihre Verteilung innerhalb der Stichprobe?
5. Welche Probleme gibt es bei der Wissensvermittlung?
6. Wie kann die Wissensvermittlung verbessert werden?

Auch der Vorgang der Wissensvermittlung ist mehrdimensional. Neben ganz praktischen Fragen, etwa der Verfügbarkeit von Informationsmitteln, spielen Einstellungen und Vorstellungswelten der am Kommunikationsprozess Beteiligten ebenso eine Rolle, wie gesellschaftliche Hintergründe und Bedingungen. Darum schien es angebracht, die Untersuchung nicht allein auf eine Befragung der Betroffenen, der Öko-Landwirte, zu beschränken, sondern den erweiterten Kontext der Wissensvermittlung über die Einbeziehung von Experten zu erfassen.

Die Befragung der Öko-Landwirte konzentrierte sich auf die ersten vier der oben aufgeführten Fragen, die der Experten insbesondere auf die beiden letzten Themenbereiche.

### 3.2.2 Begründung der Methodenwahl

Wesentlich bei der Wahl der Untersuchungsmethode ist das vorhandene theoretische Vorwissen über das zu untersuchende Feld. Die ökologische Landwirtschaft in Deutschland hat sich seit ihrer Entstehung immer wieder stark gewandelt und steht auch heute noch in einem Entwicklungsprozess. Vom Außenseiterdasein – oft wenig ernst genommen von der konventionellen Landwirtschaft – hat es die Öko-Landwirtschaft inzwischen zu einer allgemein anerkannten Form der Landbewirtschaftung, politisch gewollt, ökonomisch von zunehmender Bedeutung, gebracht (s. Kapitel 1). Allein schon wegen des vergleichsweise kurzen Zeitraums, in dem es die ökologische Landwirtschaft als bewusst gewählte Landbewirtschaftungsmethode gibt, aber auch wegen der starken Veränderungen, die sich auf die Betriebsstruktur, die Gründe für die Umstellung oder die Qualifikation der Betriebsleiter auswirken, handelt es sich hier um ein „wenig erforschtes Feld“.

Zwar wurden bereits in der Vergangenheit und werden derzeit vermehrt Aspekte der Öko-Landwirtschaft wissenschaftlich untersucht, doch bestehen noch große Lücken. Auch zu dem zentralen Fragenkomplex dieser Arbeit konnte wenig Basisinformation gefunden werden. Für den Bereich „Informationsverhalten“ stellte Klaus-Dirk SEIBOLD bei der Literatursichtung fest, „*dass in Deutschland zum Informationsverhalten in der Landwirtschaft so gut wie keine der Allgemeinheit zugänglichen Studien vorhanden sind*“ (SEIBOLD 1996,36, vgl. HOFFMANN 1984). Was für die konventionelle Landwirtschaft bereits rar ist, ist für die Öko-Landwirtschaft noch seltener. Allerdings ist der Bereich „Beratung“ hier gut untersucht (LULEY 1996) – wobei gerade dieses Segment des Wissenstransfers bei unterschiedlicher Verfügbarkeit von staatlichen Mitteln einem starken Wandel unterliegt. Außerdem liegen diverse Ergebnisse quantitativer Befragungen zu Beratungswünschen, dem ökologischen Versuchswesen und zum potenziellem Forschungsbedarf aus verschiedenen Quellen (teilweise unveröffentlicht) für die ökologische Landwirtschaft vor (KOLBE 2000, ZERGER 1999). Eine quantitative Befragung zur Wahrnehmung des vorhandenen Informationsangebotes durch die Landwirte wurde 2001 in der Schweiz durchgeführt (BÄCHTIGER/RIEDER/BIERI 2002).

Da der Bereich der ökologischen Landwirtschaft in der amtlichen Statistik auf Landesebene derzeit nicht getrennt von der konventionellen Landwirtschaft erfasst wird, liegen von dieser Seite keine Daten zur Untersuchungsgruppe vor. Auch die beiden ökologischen Anbauverbände sammeln zu hier relevanten Bereichen, wie Schulabschluss oder Ausbildung ihrer Mitglieder, keine Daten in systematischer Weise.

Für die Bearbeitung eines „unerforschten Feldes“ bietet sich, wie in Kapitel 3.1. dargestellt, die Methodik der qualitativen Sozialforschung an. Auch aus einer Reihe anderer Gründe scheint es sinnvoll, diesen Weg bei der Bearbeitung der Fragestellung zu begehen:

Um Informationen aus erster Hand zu bekommen, sollen Öko-Landwirte direkt angesprochen werden. Allerdings sind diese, einerseits wegen ihrer oft großen Arbeitsbelastung, andererseits wegen der hohen Beanspruchung durch verwaltungstechnische Aufgaben (wie Antragstellung, Erfüllung der Kontrollvorgaben) wenig bereit, standardisierte Fragebögen zu bearbeiten – um so mehr, wenn kein direkter Vorteil daraus zu erwarten ist.

Durch die Komplexität des Themas (s. auch Kapitel 3.2.1) und die großen Unterschiede innerhalb der Zielgruppe scheint der Einsatz eines standardisierten Fragebogens zudem wenig sinnvoll.

Nicht zuletzt sollen bei der Befragung auch Lücken im Wissen der Landwirte ermittelt werden – Tatsachen eher „diskreter Natur“, die ungern schriftlich niedergelegt werden und auch nur mit geringen Erfolgsaussichten direkt abgefragt werden können. Dies entspricht auch den Erfahrungen von Gunter VOGT bei seinen Recherchen zur Geschichte des Öko-Landbaus: „*Berichte über landwirtschaftliche Betriebe, die an der Umstellung scheiterten, fehlen; ebenso finden sich nur wenige Hinweise zu Misserfolgen bei der Landbewirtschaftung*“ (VOGT 2000,20). Somit sind eine Vielzahl der von HITZLER und HONER, wie auch von LAMNEK genannten Bedingungen erfüllt, die den Einsatz qualitativer Methoden sinnvoll machen.

Anders als bei der quantitativen Sozialforschung mit ihrem elaborierten Methodenapparat, lässt die qualitative Sozialforschung mit dem Bekenntnis zur Offenheit dem Forschenden bei



der Wahl der angewendeten Methoden viel Freiheit. Allerdings wird die Absicht programmatisch vertreten, die Methode an den Gegenstand anzupassen, d.h. der methodische Apparat ist an die *„Besonderheiten des untersuchten Gegenstands, an die Eigenheiten des Forschungsfeldes und an die jeweiligen Bedürfnisse der Informanten“* anzupassen (LAMNEK 1993a,102). Durch diese Flexibilität und Offenheit des ganzen Prozesses bekommt dessen Dokumentation einen besonders hohen Stellenwert. Denn auch für qualitative Sozialforschung gilt selbstverständlich, dass der Weg bis zu den Ergebnissen immer nachvollziehbar bleiben muss, oder wie es MAYRING ausdrückt: *„Das schönste Ergebnis ist wissenschaftlich wertlos, wenn nicht das Verfahren genau dokumentiert ist, mit dem es gewonnen wurde. Bei quantitativer Forschung reicht da i.d.R. der Hinweis auf die verwendeten Techniken und Messinstrumente aus, denn sie sind ja standardisiert vorgegeben. In qualitativ orientierter Forschung dagegen ist das Vorgehen viel spezifischer auf den jeweiligen Gegenstand bezogen, werden die Methoden meist speziell für diesen Gegenstand entwickelt oder differenziert“* (MAYRING 1999,119).

Aus dem vorhandenen Methodenreservoir der qualitativen Sozialforschung wurde für die vorliegende Arbeit das qualitative Interview ausgewählt. Sowohl für die teilnehmende Beobachtung als auch für das qualitative Experiment sollte bereits fundiertes Wissen über das Feld und die zu untersuchende Thematik vorhanden sein, um diese ressourcenintensiven Methoden sinnvoll einzusetzen. Für Untersuchungen mit explorativem Charakter eignet sich das qualitative Interview besonders gut. Verglichen mit der quantitativen Forschung ermöglicht es eine größere Nähe zum Gegenstand ohne allerdings deren Stichprobengröße zu erreichen. Verglichen mit der teilnehmenden Beobachtung kann jedoch bei gleichem Aufwand eine größere Zielgruppe erfasst werden, wenn auch mit geringerer Nähe zum Gegenstand.

Ein Vorzug des Interviews ist zudem die Möglichkeit der „unverzerrt authentischen“ Aufzeichnung der Information, die dann auf der Basis einer weitentwickelten und erprobten Methodik ausgewertet werden kann.

### **3.2.3 Stichprobe**

Ein typisches Merkmal qualitativer Sozialforschung ist der Verzicht auf Repräsentativität bei der Auswahl der Stichprobe zugunsten einer gezielten Auswahl und einer *„vertiefenden, sinnverstehenden Ausleuchtung der Problemzusammenhänge, wie sie sich den Menschen stellen“* (POFERL et al. 1997,77). Dem Verständnis der qualitativen Sozialforschung von der „Theorie als Prozess“ und der damit verbundenen Offenheit des gesamten Untersuchungsablaufs entsprechend, wird auf eine „vorab zu ziehende Zufallsstichprobe verzichtet“ und diese durch „theoretical sampling“ ersetzt, *„d.h. das sample [wird] unter den für die Theoriebildung wichtig gewordenen Aspekten kontinuierlich erweitert“* (vgl. HOFFMANN-RIEM 1980,346). Da beim „theoretical sampling“ vor Beginn der Untersuchung naturgemäß weder die Auswahlkriterien noch der Umfang der Stichprobe festliegen, verlangt diese Methode keine Orientierungshypothese und erlaubt besonders große Offenheit und Flexibilität des Prozesses (KELLE/KLUGE 1999,46). Christel HOPF spricht in diesem Zusammenhang von einer „offenen, sich schrittweise vorantastenden Art der Forschung“ (vgl. HOPF 1993,15) und Jürgen FRIEDRICH von einer „bewussten Auswahl“ (FRIEDRICH 1980,130).

Udo KELLE und Susann KLUGE unterscheiden bei der kriteriengesteuerten Fallauswahl weiter zwischen der von GLASER und STRAUSS vorgeschlagenen Strategie des „theoretical sampling“ (vgl. STRAUSS 1994,70/71), bei der die Kriterien für die Auswahl des jeweils nächsten Falls nach Maßgabe der im Forschungsprozess entstehenden Hypothese und Theorien definiert werden sollen, und der „Konstruktion mehr oder weniger elaborierter „qualitativer Stichprobenpläne“, die zu Beginn einer qualitativen Studie festgelegt werden (KELLE und KLUGE 1999,40). Für die Stichprobe der vorliegenden Untersuchung wurden beide Ansätze, entsprechend dem vorhandenen Vorwissen, angewendet.

## **Stichprobe der Öko-Landwirte**

Um die Forschungsfrage möglichst intensiv und effektiv bearbeiten zu können, wurde die Stichprobe so festgelegt, dass ein generelles Interesse der Landwirte an Wissen mit hoher Wahrscheinlichkeit vorausgesetzt werden konnte. Zudem sollten den ausgewählten Landwirten potenziell möglichst viele Wege zum Wissenserwerb offen stehen.

1 Konkret wurden für die Auswahl folgende Kriterien im Sinne eines qualitativen Stichprobenplans vorab festgelegt:

1.1 Es wurden nur Mitglieder der beiden Öko-Anbauverbände Bioland und Demeter in die Untersuchung einbezogen. Anders als Landwirte, die nach den Vorgaben der EG-Bio-Richtlinie arbeiten, stehen Landwirten, die sich einem Anbauverband angeschlossen haben, auch die Informations- und Beratungsleistungen ihrer Verbände zur Verfügung. Zudem spricht der Beitritt in einen Verband für ein grundsätzliches Interesse an Wissen und Austausch.

Die beiden Verbände Bioland und Demeter wurden ausgewählt, weil sie im ganzen Land Baden-Württemberg vertreten sind und verglichen mit z.B. Naturland eine große Zahl an Mitgliedsbetrieben aufweisen. Beide Landesverbands-Geschäftsführer unterstützten die Untersuchung: Bei der Ansprache der Landwirte durfte auf die Unterstützung der Verbände verwiesen werden (Gespräch mit Johannes Ell-Schnurr (Demeter Baden-Württemberg) am 21.1.2000 und Andreas Hopf (Bioland Baden-Württemberg) am 31.1.2000).

1.2 Unter den Verbandsmitgliedern wurden Landwirte ausgewählt, die ein großes Spektrum an verschiedenen Produkten anbauen und diese Produkte auch direkt vermarkten. Die zugrunde liegende Annahme war, dass ein breites Spektrum angebauter Produkte einen vergleichsweise höheren Wissensbedarf verursacht, als der Anbau von nur wenigen Produkten über Jahre hinweg. Es wurde unterstellt, dass Landwirte, die direkt vermarkten, einen relativ hohen Grad an Kommunikationsfähigkeit aber auch Interesse an Kommunikation haben.

Die Auswahl unter Direktvermarktern hatte auch praktische Aspekte: Zum einen liegen deren Adressen aktuell und jedermann zugänglich vor (es gibt damit keine Datenschutzproblematik durch Herausgabe von Adressen), zum anderen geben die Broschüren bereits einen Eindruck vom Angebot der Betriebe und damit von den angebauten Produkten.

Nachteil dieser Auswahl war allerdings die hohe Arbeitsbelastung direkt vermarktender Betriebe und damit verbunden das vergleichsweise kleinere – potenziell vorhandene – Zeitbudget für den Wissenserwerb.

- 1.3 Ein weiteres Auswahlkriterium war die räumliche Verteilung. Es wurde eine Eingrenzung des Bezugsraums auf Baden-Württemberg vorgenommen, um so die Stichprobe, was die Betriebsstrukturen angeht, so weit homogen zu halten, wie es für die Fragestellung erforderlich schien. Die sehr großen landwirtschaftlichen Betriebe im Osten und Norden Deutschlands werden nicht selten von einem angestellten Betriebsleiter organisiert, während in den im Durchschnitt wesentlich kleineren Betrieben in Baden-Württemberg der Betriebsleiter in der Regel auch der Besitzer bzw. der Pächter ist. Die Betriebe beschäftigen, wenn überhaupt, oft nur saisonal fremde Arbeitskräfte. Es kann davon ausgegangen werden, dass diese Strukturen einen wesentlichen Einfluss auf die Wissensaneignung haben. Nicht zuletzt sind wichtige Parameter der Wissensvermittlung, etwa die Offizialberatung, landesspezifisch organisiert.

Innerhalb von Baden-Württemberg wurden aus jedem Regierungsbezirk (Karlsruhe, Stuttgart, Tübingen und Freiburg) jeweils drei Demeter- und drei Bioland-Landwirte ausgewählt. Damit stand die Größenordnung der Stichprobe ebenfalls zu Beginn fest. Allerdings wurde diese Zahl nicht „unumstößlich“ fixiert, sondern, falls es im Sinne des „theoretical samplings“ erforderlich wäre, offen gehalten. Die systematische Verteilung über die gesamte Landesfläche sollte es ermöglichen, regionale Einflüsse zu erkennen.

## 2 Theoretical sampling

Ausgehend von diesen vorab definierten und damit festgelegten Kriterien wurde versucht, weitere für die Untersuchung interessante Merkmale bei der kontinuierlichen Auswahl der Interviewpartner im Rahmen des Telefongesprächs zur Kontaktaufnahme zu ermitteln und zu berücksichtigen.

- 2.1 Unter der Auswahl an Landwirten der einzelnen Regierungsbezirke mit großem Anbauspektrum wurden sowohl solche ausgewählt, die den Betrieb selbst umgestellt haben, als auch Landwirte, die einen bereits umgestellten Betrieb übernommen haben.
- 2.2 Es wurde darauf geachtet, dass bekannte „Pionier“-Betriebe der beiden Verbände berücksichtigt wurden, ebenso wie Betriebe, die sich bisher nicht durch Veröffentlichungen oder durch Vorträge auf Tagungen hervorgetan hatten.
- 2.3 Es wurden Landwirte mit verschiedenen Schulabschlüssen und landwirtschaftlichen Ausbildungen ausgewählt, „Quereinsteiger“ ebenso wie Betriebsleiter, deren Eltern bereits Landwirte waren.

Insgesamt wurden 24 Landwirte für die Befragung ausgewählt. Der Stichprobenplan wurde mit zwei Abweichungen umgesetzt: In einem Regierungsbezirk bestand für einen Betrieb eine Doppelmitgliedschaft. In einem Regierungsbezirk wurde ein für die Untersuchung als besonders interessant erscheinender Bioland-Betrieb zusätzlich ausgewählt. Die Stichprobe wurde aus Gründen des Datenschutzes anonymisiert. Um dennoch einen erkennbaren

Hinweis auf die ungefähre Lage des Betriebs und den Anbauverband zu geben, wurde die Stichprobe von Nord nach Süd und von West nach Ost durchgezählt und die Nummern wurden mit einem B für Bioland bzw. D für Demeter versehen.

### **Auswahl der Experten**

Um den erweiterten Kontext der Wissensvermittlung zu erfassen, wurden Experteninterviews durchgeführt (s. Kapitel 3.2.1). Bereits zu Projekt-Beginn fanden Gespräche mit den Geschäftsführern von Bioland, Andreas Hopf (mit dabei der Bioland-Berater Andreas Gruel) und Demeter, Johannes Ell-Schnurr, (jeweils Landesverband Baden-Württemberg) statt. In der Befragung ging es darum, die Relevanz der Forschungsfragen für die Verbände zu klären.

Zu den Forschungsfragen wurden weitere Experten aus der Wissenschaft und aus der Praxis des Wissenstransfers befragt. Die Auswahl und Befragung der Experten erfolgte parallel zur Befragung der Landwirte (die Experten werden im Anhang mit einer Kurzvita vorgestellt). Insgesamt wurden zehn Expertengespräche geführt.

### **3.2.4 Zugang und Annäherung an das Feld**

*„Da bei qualitativen Interviews der personale Aspekt besonders bedeutsam ist, ja gerade das persönliche Engagement, die unmittelbare Betroffenheit des Interviews gefordert ist, scheiden Telefoninterviews in der Regel aus“* (LAMNEK 1993b,59). Darum, aber auch, weil es sich bei den anzusprechenden Inhalten um solche handelt, die nicht im ständigen „Gebrauch“ und damit permanent präsent sind, wurden die Interviews vor Ort durchgeführt. Diese Vorgehensweise entspricht zudem dem Anspruch der qualitativen Sozialforschung an die Naturalistizität der Untersuchung. Kommunikation, die wissenschaftlich betrachtet werde, so fordert LAMNEK, solle möglichst naturalistisch sein. Aus diesem Grund solle die Untersuchungssituation den Untersuchten nicht fremd, sondern ihrem Lebensalltag möglichst nahe sein (vgl. LAMNEK 1993b,20). Für MAYRING ist die Frage, inwieweit es gelingt, ins „Feld“ als „in die natürliche Lebenswelt der Beforschten“ zu gehen, ein wichtiges Gütekriterium für qualitative Forschung (vgl. MAYRING 1999,120). Und für GIRTLER steht und fällt gar die Qualität des Interviews mit der Tatsache, ob es gelingt, die betreffenden Menschen in einer Situation zu interviewen, die ihnen nicht unangenehm oder fremd ist. Er ziehe es darum vor, so GIRTLER, zum Interview *„lieber in ein Kaffeehaus oder einen sonst gemütlichen Ort zu gehen, als in sein Institut“* (vgl. GIRTLER 1984,191). SPÖHRING gibt allerdings zu bedenken, dass das Interview natürlich dennoch einen für die Alltagssituation untypischen Zug behalte, allein schon durch die *„interviewtechnisch erwünschte Abschirmung gegen Störeinflüsse“* (vgl. SPÖHRING 1989,26). Doch auch wenn sich solche Einflüsse nicht vermeiden lassen, bleibt das Ziel einer möglichst natürlichen Atmosphäre bei der Befragung.

### **Kontaktaufnahme**

Die Kontaktaufnahme zu den Landwirten erfolgte telefonisch. So konnten wichtige Rahmenbedingungen direkt erfragt werden und im Sinne des „theoretical samplings“ entschieden werden, ob der Angesprochene in die Stichprobe aufgenommen werden sollte oder nicht.

Mit wenigen Ausnahmen waren die Landwirte zunächst sehr vorsichtig und reserviert. Die Aussicht, an einem wissenschaftlichen Projekt teilzunehmen, schien sie nicht zu motivieren. Alle wollten zunächst möglichst genaue Auskünfte über Sinn und Inhalt der Untersuchung. Es gelang in allen Fällen, durch die erwünschte Information und Betonung des Nutzwertes der Befragung, die Landwirte für das Thema zu interessieren. Eine wichtige Rolle spielte bei der „Überzeugungsarbeit“ die Auskunft, dass das Projekt im Vorfeld mit dem jeweiligen Verband besprochen worden sei und von diesem unterstützt würde. Für die Zusage, sich selbst zu beteiligen, schien aber noch häufiger die Tatsache ausschlaggebend zu sein, dass bestimmte Kollegen bereits zugesagt hatten. Um hier die „richtigen“ Kollegen als positive „Meinungsmacher“ zuerst anzusprechen zu können und so diese „Zugpferde“ ins Gespräch einbringen zu können, stellte es sich als sehr förderlich heraus, dass es zur Untersuchungsgruppe bereits Kontakte gab, etwa durch den Besuch von Veranstaltungen der Verbände sowie durch Kenntnis der relevanten Publikationen, insbesondere der jeweiligen Verbandszeitschriften.

Eine typische Reaktion auf die Thematik der Untersuchung „Wissen und Wissensvermittlung“ war die Aussage (wörtlich oder sinngemäß) „Ich weiß doch nichts“. Auch die Befürchtung „abgefragt zu werden“, wurde mehrfach geäußert. In der Regel konnten diese Bedenken durch einen kurzen Einstieg ins Thema zerstreut werden. Fast immer war es den Landwirten wichtig, gleich die Dauer des Gesprächs festzulegen und etwa die Hälfte betonte, dass sie aber nur eine halbe Stunde Zeit hätten. Es hat sich bewährt, auf diese knappe Zeitvorgabe einzugehen, da sie lediglich in einem Fall zum Gesprächszeitpunkt tatsächlich relevant wurde und auch in diesem Fall konnte das Gespräch nach einer kurzen Unterbrechung (durch ein Telefonat) fortgesetzt werden. Möglicherweise war der erwünschte Effekt der Zeitvorgabe von Seiten der Landwirte, sich ein „Hintertürchen“ für die schnelle Beendigung des Gesprächs bei Bedarf offen zu halten.

Letztlich sagten zwei Betriebsleiter eine Teilnahme ab. Bei einem der beiden Betriebe handelte es sich um einen Demeter-Pionierbetrieb, der nach eigenen Aussagen ständig gebeten werde, sich an Untersuchungen zu beteiligen. Das äußerte auch der andere Betriebsleiter (ebenfalls Demeter) und erklärte sich dies mit der Nähe seines Betriebes zur Universität Hohenheim.

## **Terminstreue**

*„Felderschließung, Feldzugang und Feldarbeit setzen bei dem Forscher ein hohes Maß an Einfühlungsvermögen, Flexibilität, Empathie und Mut voraus“*, schreibt Peter ATTESLANDER (2000,103). Insbesondere Flexibilität war bereits bei der Terminabsprache in hohem Maße erforderlich. Es fiel vielen der angesprochenen Landwirten nicht nur grundsätzlich schwer, sich überhaupt auf einen Termin festzulegen, dieser wurde in etwa einem Drittel der Fälle dann auch mindestens einmal verlegt, mehrfach auch zwei- oder dreifach. Gründe waren Wetteränderung und damit verbunden andere Prioritäten im Tagesablauf oder auch sonstige Änderungen der Tagesplanung. In zwei Fällen vergaßen die Landwirte den Termin, bzw. fanden zum entsprechenden Zeitpunkt spontan andere Dinge doch wichtiger.

## **Annäherung**

Um die Gefahr zu minimieren, die erzielten Aussagen aus Unkenntnis der Gegebenheiten falsch zu interpretieren, ist es wichtig, sich „mitten“ in das zu untersuchende Feld zu begeben



(vgl. LAMNEK 1993a,18). Das bedeutet, den Kontakt mit dem Feld, möglichst nicht nur auf den vergleichsweise kurzen Zeitraum des Interviews zu beschränken. Eine Möglichkeit dazu bietet die Anreise zum Befragten: *„Der Fußreisende lebt mit den Leuten, wenn auch nur vorübergehend, nur abgekürzt und in Auszügen, darum ist jede gründliche Wanderung wenigstens eine halbe Einbürgerung ...“* (RIEHL 1869,4). Zwar nicht zu Fuß, aber doch in der Regel mit öffentlichen Verkehrsmitteln in Kombination mit dem Fahrrad erfolgte darum die „Annäherung“ an die landwirtschaftlichen Betriebe. Mehrfach in Verbindung mit einer Übernachtung im örtlichen Gasthaus.

Tatsächlich vermittelt schon die Tatsache, dass ein Ort allein mit Bus und Bahn gar nicht erreichbar ist, ein sehr eindrückliches Gefühl für den Standort. Zudem kann bei der Anfahrt mit dem Fahrrad leicht ein Eindruck von der Feldflur und den natürlichen Wuchsverhältnissen, Böden usw. der Gegend gewonnen werden, zum anderen können auch die Felder des besuchten Betriebes schon vor der Befragung angeschaut werden. Damit sind situationsgerechte Fragen und Nachfragen, etwa nach Problemunkräutern u.ä. möglich.

Unbeabsichtigterweise hatte die Annäherung mit dem Faltrad einen positiven Nebeneffekt. Der in Minutenschnelle auf Koffergröße zusammenlegbare Mechanismus stieß häufig auf großes Interesse, ein erstes zwangloses Gespräch außerhalb der Interview-Situation war möglich, das „Eis“ war damit gebrochen. GIRTLER bestätigt die positive Wirkung *„spezieller Kenntnisse und gewisser Praktiken“* beim Zugang zur erforschenden Welt und beschriftet dabei selbst mitunter kurios anmutende Wege: *„Auch durch Jonglieren erwarb ich am Beginn von Forschungen Sympathien“* (GIRTLER 2001,70).

### 3.2.5 Befragung und Transkription

Es gibt im Fundus der qualitativen Methodik zahlreiche Interviewformen. Zur Abgrenzung werden verschiedene Kriterien herangezogen: Das sind der Grad der Strukturiertheit und Offenheit, die Gruppenzugehörigkeit der Befragten (z.B. Patienten), die „Tiefe“ des Interviews, das Vorgehen und viele mehr. In verschiedenen Quellen ist dementsprechend die Rede vom „offenen Interview“, vom „fokussierten“ oder „problemzentrierten“ Interview, vom „Tiefeninterview“, vom „narrativen“, „diskursiven“ und vom „klinischen“ Interview, vom „epo-epischen“ oder vom „Leitfaden“-Gespräch (vgl. HOPF 1995,177; FRIEDRICHS 1980,224; SCHNELL 1999,354; MAYRING 1999,49; GIRTLER 2001,147).

Nicht immer verstehen verschiedene Autoren unter demselben Begriff tatsächlich auch eine in allen Punkten gleiche Interviewform. „Weil die Terminologie nicht einheitlich und übereinstimmend gefasst ist“, spricht LAMNEK gar von einem „geradezu babylonischen Sprachengewirr“. Die „Befragung“ würde in so vielen Formen und Modifikationen erscheinen, dass es fast unmöglich sei, die einzelnen Befragungstypen unter einer generellen Definition zu subsumieren.

Einige wesentliche methodologische Kriterien, denen qualitative Interviews immer genügen müssen – gleichgültig um welchen Typus es sich im Einzelnen handelt, hat LAMNEK zusammengestellt:

- Explikation und Prozesscharakter des qualitativen Interviews manifestieren sich im Prinzip der Reflexivität von Gegenstand und Analyse.
- Qualitative Interviews versuchen das Prinzip des Alltagsgesprächs zu realisieren.
- Qualitative Interviews lassen den Befragten zu Wort kommen: Er ist nicht nur Datenlieferant, sondern er determiniert als Subjekt das Gespräch qualitativ und quantitativ: Prinzip der Zurückhaltung durch den Forscher.
- Keine Prädetermination durch den Forscher, sondern Wirklichkeitsdefinition durch den Befragten: Prinzip der Relevanzsysteme der Betroffenen.
- Es gilt das „kommunikative Regelsystem“ des Befragten, der Interviewer hat sich anzupassen: Prinzip der Kommunikativität.
- Das Interview ist für unerwartete Informationen zugänglich: Prinzip der Offenheit.
- In der Interviewsituation reagiert der Forscher variabel auf die Bedürfnisse des Befragten: Prinzip der Flexibilität.
- Das qualitative Interview ermittelt bevorzugt Deutungs- und Handlungsmuster der Befragten, die sich im Verlauf des Interviews entwickeln: Prinzip der Prozesshaftigkeit.
- Das qualitative Interview dient eher der Genese denn der Prüfung von Theorien: Prinzip der datenbasierten Theorie.
- Die Aussagen im Interview „emergieren“ dadurch zur Theorie (Typenbildung), dass sie im Interviewprozess interpretiert werden: Prinzip der Explikation.

QUELLE: LAMNEK 1993b,64

### **Interviewform – Offenheit und Strukturiertheit**

Charakteristisch für die Form eines Interviews ist insbesondere der Grad, in der die methodologischen Kriterien „Offenheit“ und „Strukturiertheit“ bei der Konzeptionierung ebenso wie bei der Durchführung des Gesprächs umgesetzt werden. Die größte Offenheit und zugleich die geringste Strukturiertheit kennzeichnen das narrative Interview, bei dem der Forscher „völlig ohne wissenschaftliches Konzept“ in die Datenerhebungsphase eintritt (LAMNEK 1993b,90), dagegen liegen etwa beim fokussierten oder problemzentrierten Interview theoretische Konzepte vor.

Ebenso manifestieren sich Offenheit und Strukturiertheit in der Gesprächsführung, etwa in der Fragestellung und in der Frageformulierung (offene oder geschlossene Fragen).

Während bei der standardisierten Fragebogen-Abfrage naturgemäß sämtliche Fragen im Wortlaut ebenso wie in der Abfolge feststehen, kann beim qualitativen Interview eine derartige Struktur völlig fehlen oder aber ein mehr oder weniger ausformulierter Leitfaden vorliegen, dessen Vorgaben mehr oder weniger restriktiv im Gespräch verwirklicht werden.

Das leitfadengestützte Interview – als Kompromiss zwischen einer standardisierten und einer quasi unstrukturierten Befragung – hat wichtige Vorteile: *„Ziel und Vorteil von Leitfadengesprächen werden im Allgemeinen darin gesehen, dass durch die offene Gesprächsführung und die Erweiterung von Antwortspielräumen der Bezugsrahmen des Befragten bei der Fragebeantwortung miterfasst werden kann, um so einen Einblick in die Relevanzstrukturen und die Erfahrungshintergründe des Befragten zu erlangen.“* Die Befragung auf Basis eines Leitfadens solle dabei *„zumindest rudimentäre Vergleichbarkeit der Interviewergebnisse“* gewährleisten (SCHNELL 1999,355).

Problematisch kann die Verwendung eines Leitfadens allerdings dann werden, wenn an ihm bei der Durchführung des Interviews zu starr festgehalten wird. Ursache für solch eine „Leitfadenbürokratie“ (HOPF 1978,101) kann zum Beispiel eine unsichere oder unklare Gesprächssituation sein, bei der der Leitfaden quasi Schutzfunktion bekommt oder auch ein problematisches Verhältnis von Zeit und Informationsinteresse (vgl. HOPF 1978,100/101). Ein qualitatives Interview kann dann nach Einschätzung von HOPF zur Farce werden, *„dass es bestenfalls der Form nach explorativ ist, nicht jedoch nach seinem Gehalt“*.

Von einem *„Mittel der Informationsgewinnung zu einem Mittel der Blockierung von Information“* wird der Leitfaden, nach HOPF, insbesondere dann, wenn *„erstens die Reichweite insofern eingeschränkt wird, als Themen, die nicht im Leitfaden vorgegeben sind, aber in der Interviewsituation von den Befragten eingebracht werden, tendenziell als ‚irrelevant‘ oder ‚redundant‘ ignoriert werden, wenn zweitens die im Leitfaden vorgesehene Reichweite des Interviews auf Kosten der notwendigen Spezifizierung von Reaktionen – im Sinne ‚zügiger Gesprächsführung‘ – eingehalten wird; und wenn, damit verbunden, drittens der affektive und personale Kontakt der Reaktionen im Interview nur oberflächlich erfasst wird“* (HOPF 1978,102). Konkret äußert sich dies nach MERTON und KENDALL beim Interview, indem der Interviewer *„unter Umständen Fragen aus seinem Leitfaden zu einem Zeitpunkt in das Gespräch einbringt, in dem noch keinesfalls geklärt ist, ob der Befragte das Thema, auf das sich die Frage bezieht, überhaupt anschneiden will“* (MERTON/KENDALL 1993,185).

Für möglichst große Offenheit und Flexibilität im Interview spricht außerdem, dass Befragte, die das Gefühl haben, mit ihren Aussagen ernst genommen zu werden – was sich auch darin ausdrückt, ob die von ihnen als wichtig wahrgenommenen Aspekte in der gewünschten Ausführlichkeit geäußert werden können – an der Befragung motivierter teilnehmen. GIRTLER verweist darauf, dass sich Befragte, die sich in einer Interviewsituation nicht einbringen können, meist langweilen. Bei einer Befragung mit standardisierten Fragebögen seien in vielen Fällen beide Teile froh, wenn die Befragung vorüber sei, sie versuchten daher diese so schnell wie möglich hinter sich zu bringen (GIRTLER 1984,152).

Auch HOFFMANN-RIEM spricht von einem „Teilnahme-Problem“ und verweist auf die Prognose von SCHEUCH, nämlich *„den langfristig unumgänglichen Einsatz materieller Belohnungen für gut beantwortete Fragebögen“*. Ein Grund für die mangelnde Motivation könne darin liegen, dass der ausgewählte Befragte die Befragung als Instrumentalisierung, nicht aber als Beitrag zu gesellschaftlicher Interpretation erlebe (vgl. HOFFMANN-RIEM 1980,352).

Eine offene Gesprächsführung hat auch direkten Einfluss auf die Ergebnisse der Befragung: *„Bei einem unstrukturierten Interview ist die Wahrscheinlichkeit, durch unerwartete Aussagen*

*der Befragten auf Neues zu stoßen, größer als bei Interviews, in denen die Befragten lediglich eine von sechs vorgegebenen Antwortalternativen ankreuzen können. Zu den Techniken, die mit größter Wahrscheinlichkeit zu unerwarteten Ergebnissen führen, gehören das offene und unstrukturierte Interview und die teilnehmende Beobachtung“ (BECKER/GEER 1979,140 zit. nach LAMNEK 1993a,99).*

Auf der anderen Seite spricht, wie bereits erwähnt, die bessere Vergleichbarkeit und damit eine vertiefere Möglichkeit der Auswertung dafür, wenigstens ein Mindestmaß an Strukturierung in den Interviews vorzunehmen. Nicht zuletzt erfordert zudem nicht nur der richtige Umgang mit einem Leitfaden Erfahrung als Interviewer – die Durchführung eines ganz offenen und unstrukturierten Gesprächs ist mindestens ein ebenso anspruchsvolles Vorhaben.

### **Strukturierung und Offenheit der Untersuchungs-Interviews**

Bei der vorliegenden Untersuchung wurde ein Kompromiss in Offenheit und Strukturierung gesucht, mit dem Ziel, möglichst offen und unstrukturiert zu agieren – ohne die für die Auswertung erforderliche Vergleichbarkeit ganz aus den Augen zu verlieren. So wurde zwar ein Leitfaden erstellt, doch umfasste dieser nur wenige Themenkomplexe, die wiederum eine individuelle Schwerpunktsetzung durch den Gesprächspartner ermöglichte. Zusätzlich wurden wenige konkrete Fragen zu den Themenkomplexen aufgestellt, deren Abfolge und Formulierung aber offen war. Dabei wurde nicht in jedem Fall jedes Thema und jede Frage abgearbeitet. Der Leitfaden lag beim Gespräch nicht vor, die Interview-Partner wurden über dessen „virtuelles“ Vorhandensein nicht informiert. Am Ende des Gesprächs wurde nach weiteren wichtigen oder interessanten Punkten gefragt, die entweder gar nicht angesprochen worden waren oder – nach Meinung der Befragten – zu kurz gekommen waren. Einige wichtige Fakten zum Betrieb und zum Betriebsleiter selbst (z.B. Größe des Betriebs, Ausbau) wurden meist zu Anfang, am Ende, in Einzelfällen auch nachträglich per Telefon erfasst.

### **Themenkomplexe und Fragen**

- Umstellung
- Komplexe landwirtschaftliche Themen mit besonderem Wissensbedarf, (fallabhängig vertieft: Fruchtfolge, Düngung, Bodenbearbeitung, Sortenwahl) z.B. Wie bestimmt der Landwirt den Düngebedarf, wie deckt er den N-Bedarf, nach welchen Kriterien stellt er die FF zusammen ...
- Landwirtschaftliche Probleme (Schwerpunkt Pflanzenbau)  
Wie werden Probleme bewältigt?
- Informationsbeschaffung  
Welche Zeitschriften und Bücher kennt und liest der Landwirt?  
Hat der Landwirt Internetzugang, nutzt er das Internet zur Informationsgewinnung?  
Welche Wege beschreitet der Landwirt ansonsten zur Informationsbeschaffung, welche sind dabei besonders wichtig?
- Welche Beratungsinstitutionen kennt der Landwirt? Wie wichtig ist die Beratung?

- Welche Information fehlt?
- Forschung  
Gibt es Kontakte zur „Forschung“?  
Offene Forschungsfragen?
- Fragen zum Betrieb

## Erhebungssituation

Die Rahmenbedingungen haben einen Einfluss auf das Interview. So gibt FRIEDRICHS zu bedenken, dass die Antwort auf eine Frage zum Beispiel zur Gewerkschaftspolitik zu Hause anders ausfallen werde, als im Betrieb (vgl. FRIEDRICHS 73,219). Ebenso kann die Anwesenheit von weiteren Personen die Antworten, die der Befragte gibt, verändern. *„Die Antworten richten sich dann nicht allein an den weitgehend anonymen Interviewer, sondern zugleich an die bekannte dritte Person. Besonders krass drückt sich dies bei sehr vertrauten Personen aus“* (vgl. FRIEDRICHS 73,219).

Die Interviews der Untersuchung fanden in etwa der Hälfte der Fälle in der Küche des Hauses statt, sonst im Wohnzimmer oder im Einzelfall, jedenfalls in Teilen, draußen, z.B. begleitend zum Pferde Striegeln oder anderen Tätigkeiten. Bei acht der insgesamt 24 Gesprächen war die Frau des Betriebsleiters anwesend. In vier Fällen beteiligte sich diese aktiv am Gespräch. In einem Fall leitete eine Frau den Hof und führte auch das Gespräch. In etwa der Hälfte der Interviews gab es eine kurze Unterbrechung durch weitere Personen oder Kinder.

Die Durchführung eines qualitativen Interviews stellt vergleichsweise hohe Anforderungen an den Interviewer. Insbesondere muss dieser jederzeit bereit und fähig sein, auf neue Impulse von Seiten des Befragten einzugehen. Zugleich ist es für die Auswertung wichtig, das Gespräch so detailliert und korrekt wie möglich zur Verfügung zu haben. Beides spricht dafür, ein Aufnahmegerät einzusetzen. Zumal sich das Gespräch deutlich „natürlicher“ gestaltet, wenn der Interviewer dabei normalen Blickkontakt zum Befragten halten kann und nicht durch Mitschreiben abgelenkt ist. In einer Welt, in der Anrufbeantworter, Handy, Walkman und anderes technisches Gerät allgegenwärtig sind, kann ein Aufnahmegerät kaum noch irritieren – bzw. schwindet die Irritation sehr schnell. *„Alle Erfahrung spricht aber dafür, dass nach der Anlaufphase diese technischen Hilfsmittel vergessen werden und das Gespräch einen ganz normalen Verlauf nimmt“* (LAMNEK 1993b,97).

Die mit den Landwirten durchgeführten Gespräche wurden ausnahmslos auf Kassette aufgenommen. Es gab in keinem Fall Widerspruch gegen dieses Vorgehen. Im Gegenteil – einige (scheinbar medienerfahrene) Öko-Landwirte unterbrachen selbst das Gespräch, wenn das Band zu Ende war und führten den Gesprächsfaden nach Kassettenwechsel ganz selbstverständlich fort.

Fast immer fand nach dem eigentlichen Interview noch ein Gespräch „out of records“ statt, das sich häufig um Probleme oder neue Aktivitäten des Betriebs außerhalb des Interviewthemas bewegte. Dabei ging es z.B. um neue Vermarktungsaktionen u.ä. Wurden „wissensrelevante“ Themen nochmals aufgegriffen, wurde das Aufnahmegerät erneut eingeschaltet. In der Regel



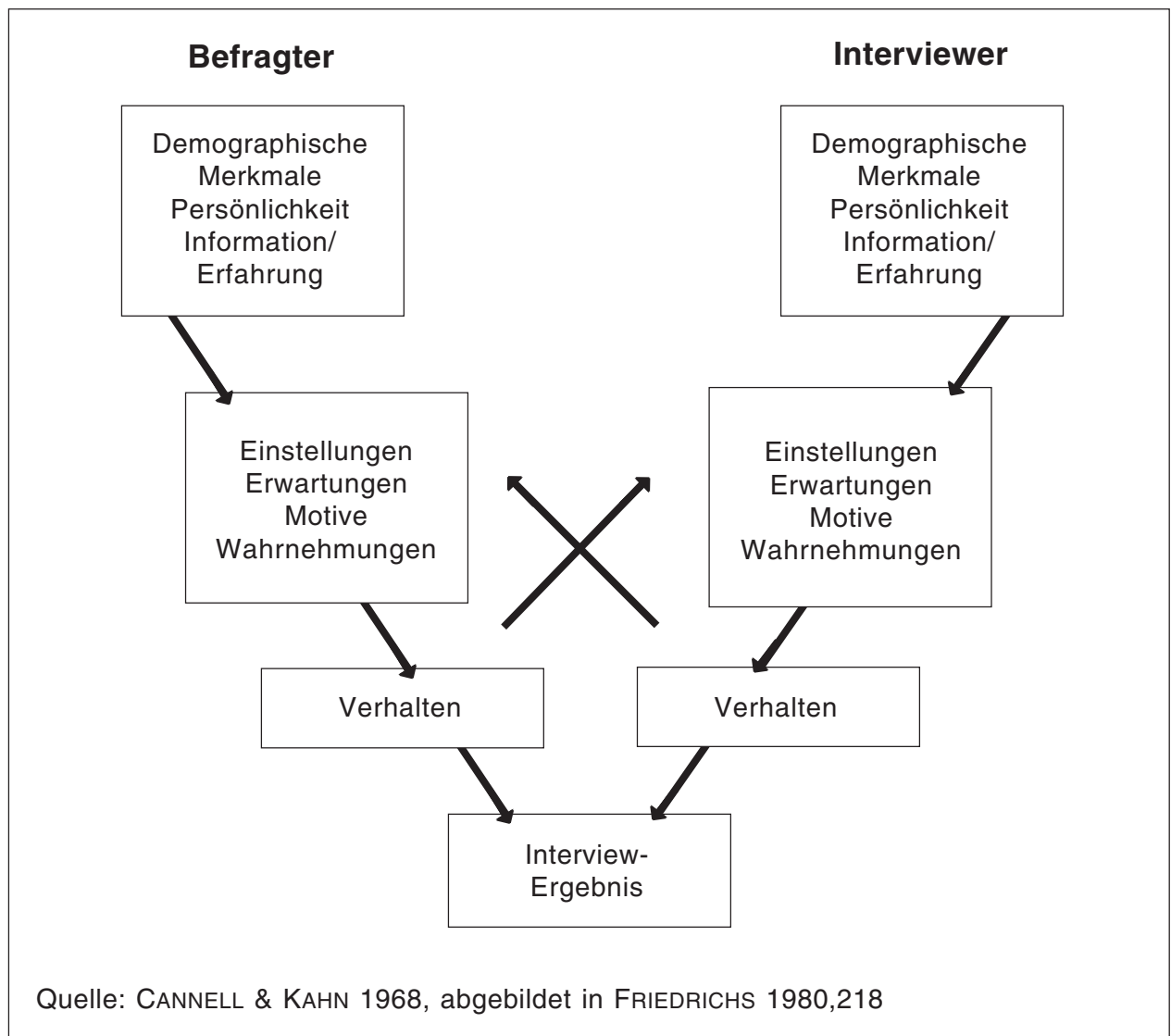
ebenfalls nach dem Gespräch fand in einigen Fällen die Besichtigung einzelner Betriebsteile, Ställe und Felder statt.

### Gesprächsführung

Die Ergebnisse eines Interviews hängen von zahlreichen Faktoren ab, die auf den Kommunikationsprozess einwirken. Neben demographischen Fakten und Persönlichkeitsmerkmalen wirkt sich u.a. auch die Erfahrung sowohl des Interviewers wie des Befragten mit der Situation aus, was wiederum das Verhalten von beiden beeinflusst.

*„Interviewer und zu Befragender sind Elemente der Befragungssituation und wirken an der Konstruktion von Wirklichkeit und mithin an der Aushandlung von Situationsdefinitionen mit. Die Tatsache, dass der Forscher in die Erhebungssituation eingebunden ist, führt dazu, dass er zu einem konstitutiven Bestandteil des Forschungsprozesses und damit des Forschungsergebnisses wird“ (LAMNEK 1993b,63).* Wie bei jeder Begegnung von Menschen haben auch bei der Begegnung von Interviewer und zu Befragender beide Beteiligten eine Vorstellung

**Abb. 3.2:** Das Interview als sozialer Prozess



voneinander. Sie ist geprägt durch die vorhandenen Erfahrungen mit der anderen Gruppe, aber auch durch bestehende Meinungen, Einstellungen und der Wahrnehmung. Diese Vorstellung wird im Laufe des Gesprächs entweder bestätigt oder verändert – mit Konsequenzen für das Interview: *„Die Zurechnung des Interviewers durch den Befragten zu einer bestimmten Gruppe wirkt sich auf die Antworten des Befragten aus“* (FRIEDRICHS 1980,216).

Über diesen ersten Eindruck hinaus führt der Interviewer den Befragten durch sein Verhalten und seine Vorgehensweise in eine Rolle ein (vgl. FRIEDRICHS 1980, 216). Da die Durchführung eines Interviews in der Regel ein echtes gegenseitiges Kennenlernen der beiden Partner nicht ermöglicht, ist diese Einführung, die letztlich die Gesprächsatmosphäre bestimmt, außerordentlich wichtig. Ebenso wichtig ist allerdings auch die Rolle, die sich der Interviewer selbst zuschreibt, bzw. ob es ihm gelingt, diese Rolle glaubhaft zu verkörpern.

Vom Ziel her definiert, ist eine offene Gesprächsatmosphäre ideal, in der der Interviewte ehrlich Fakten und Meinung zu nennen bereit ist und dies im Idealfall auch gerne und mit Engagement seinerseits tut.

Um dem Interviewten dieses offene Sprechen zu erleichtern, sollte der Interviewer nach Möglichkeit *„Ruhe, Wärme und Freizügigkeit (als Gegensatz zu Intoleranz) ausstrahlen“* (FRIEDRICHS 1980,216). Zugleich sollte der Interviewer aber als Person so weit wie möglich zurücktreten. Gerade das Fehlen einer dauerhaften persönlichen Beziehung, gepaart mit Offenheit, Freundlichkeit und einem „professionellen“ Interesse – im Unterschied zur Neugier, zu teilnehmendem Mitleid oder sonstigen emotional bewegten Gründen anderen zuzuhören – ermöglichen in der kurzen Spanne eines Interviews oft ein sehr tiefgehendes Gespräch.

Als „Außenseiter“ (etwa in Bezug auf die dörfliche Gemeinschaft oder bei Konfliktthemen) kann der Interviewer dem Befragten ohne Vorbelastung entgentreten. Dieser muss oder kann in der Regel keine Intensivierung des Kontakts auf privater Ebene befürchten oder erhoffen, gleichgültig, welche Antworten er gibt. Damit kann er auch unangenehme Dinge laut aussprechen, ohne dass dies, etwa durch Entzug der Freundschaft, sanktioniert wird. Die Meinung des Interviewers hat für den Befragten keine Bedeutung. Allein schon durch die Kürze des Zusammentreffens erwartet er von ihm gar kein Urteil oder anderes emotionales Engagement. Er kann vielmehr den Interviewer als „leere Fläche“ nutzen, um sich in aller Ruhe auszusprechen, und das mit dem Wissen, dass das Gesprochene – um weiter im Bild zu bleiben – nicht einfach ausgewischt wird, sondern Spuren hinterlässt, die aber ohne weitere Konsequenzen für das eigene Leben bleiben. Diese Situation kann Menschen, die in ihrem persönlichen Umfeld wenig Möglichkeit und Gelegenheit zur Aussprache haben, zu sehr großer Offenheit und ungeschützten Aussagen verführen. Was bei journalistischen Interviews zu Problemen führen kann, ist für wissenschaftliche Projekte durch die gewährte Anonymität sehr hilfreich, verpflichtet den Wissenschaftler allerdings auch zur strikten und durchgängigen Wahrung der Anonymität der Befragten.

Um eine offene Gesprächsatmosphäre zu erzielen, müssen neben der Bereitschaft des Interviewers, zurückzutreten und in erster Linie zuzuhören noch weitere Vorbedingungen erfüllt sein: Grundsätzlich sollte der Befragte keinen Grund haben, die Ernsthaftigkeit des Gesamtprojekts in Zweifel zu ziehen. Der Interviewer selbst sollte einen seriösen und

vertrauenswürdigem Eindruck machen. Der Befragte muss sicher sein, dass seine Aussagen tatsächlich anonym bleiben. Vor allem aber muss der Interviewer kompetent wirken und dies wenigstens in Teilen des abgefragten Themengebietes auch sein. *„Da er sich nicht auf einen Fragebogen stützt, bestenfalls einen Leitfaden hat, muss der Befragte mit dem Gegenstand weitestgehend vertraut sein, er muss mitreden können“* (LAMNEK 1993b,67). Nur wenn der Befragte den Interviewer für kompetent hält, wird er ihm zum einen das Interesse am Thema glauben und zum anderen ihm die – für den Befragten vielleicht schwerwiegenden Aussagen – „anvertrauen“. Nur wenn sich beide Beteiligte gegenseitig achten, ist es möglich, ein ernsthaftes Gespräch zu führen, für das der Befragte freiwillig die erforderliche Zeit opfert.

Nicht zuletzt sollte der Interviewer Offenheit für den Standpunkt des Befragten zeigen. Es darf bei ihm nicht der Eindruck entstehen, die Aussagen können später „gegen ihn oder seine Sache verwendet“ werden.

Vertrauen kann dabei auch die verwendete Sprache schaffen. Selbstverständlich sind Fachbegriffe, Fremdwörter und Formulierungen, die der Befragte nicht kennt – oder die die Distanz zwischen Frager und Befragtem betonen – im Gespräch nicht angebracht. Dies erfordert allein schon das Natürlichkeits-Paradigma der qualitativen Sozialforschung: *„Die Natürlichkeit der Situation gilt auch für die Sprache: Die Sprache des Befragten ist die Verständigungsbasis“* (LAMNEK 1993b,99). Darüber hinaus werden „Dialekt-Sprecher“ in der Regel erst dann wirklich aus sich herausgehen, wenn sie sich in ihrer Ausdrucksweise akzeptiert fühlen, was zum Beispiel dadurch geschieht, dass auch der Interviewer die „Hochsprache“ beiseite lässt. Dabei ist nicht entscheidend, dass beide Beteiligten denselben Dialekt sprechen – Hauptsache man versteht sich. Allerdings muss darauf geachtet werden, dass etwaige Dialektausdrücke – die umso stärker vertreten sind, je stärker sie der Interviewer bei sich selbst zulässt – korrekt verstanden bzw. interpretiert werden.

Sind die Voraussetzungen für ein offenes Gespräch nicht erfüllt und kann die erforderliche Atmosphäre auch im Vorgespräch nicht erreicht werden, muss entschieden werden, ob überhaupt ein sinnvolles Gespräch geführt werden kann, das zu seriösen Ergebnissen führt.

## **Gesprächsstrategie**

*„Was uns der Bauer erzählt, ist nur eine Gabe des Glücks, des Zufalls, oft viel, oft wenig, oft gar nichts werth“* (RIEHL 1869,12). Diese Schwierigkeit, der Wilhelm H. RIEHL bei den Recherchen zu seiner „Naturgeschichte des Volkes“ begegnete, versuchte der Wissenschaftler und Journalist durch überlegte Gesprächsführung auszuschalten. *„Statt zu fragen, erzähle ich dem Bauer lieber von nah und fern und bringe ihn dadurch zu weit frischerem Aussprechen, als wenn ich ihn gefragt hätte.“* RIEHL begründet dieses Vorgehen: *„Erzählen öffnet den Leuten das Herz, wer dagegen fragt, wie im Examen, der hält ihnen den Mund zu“* (RIEHL 1869,12). Auch wenn die Bauern, denen RIEHL im 19. Jahrhundert bei seinen Wanderungen durchs Land begegnete, wohl kaum noch etwas mit den Landwirten unserer Tage gemein haben, so wird seine Strategie doch von heutigen Soziologen bestätigt. So empfiehlt GIRTLEK für die von ihm definierte Form einer qualitativen Befragung, dem ero-epischen Gespräch, *„nicht bloß mit einer Frage“*, sondern mit einer Erzählung des Forschers *„über seine Arbeitsweise und seine Interessen“* zu beginnen. Wobei der Forscher allerdings darauf achten sollte, das Interesse des

Befragten zu wecken, damit „*dieser schließlich selbst zu erzählen beginnt*“. So erscheine der Forscher als Lernender, „*den man über die ihn interessierende Lebenswelt bereitwillig aufklären will*“ (vgl. GIRTLER 2001,152). Auch LAMNEK stellt fest, „*dass ein nicht-standardisiertes Interview nicht mit einer konkreten Frage beginnt, die eine prägnante, kurze Antwort erfordert, sondern es leitet ein mit einer Aufforderung, zu dem behandelten Thema möglichst ausführlich, erzählend, also von sich aus frei gestaltend, Stellung zu nehmen*“ (LAMNEK 1993b,54). „*Gerade in den Anfangsfragen nochmals das methodische Prinzip des Erzählens anzusprechen*“, rät Andreas WITZEL (1982,96).

Allerdings kann dieser Ansatz Personen, die es nicht gewohnt sind, frei zu sprechen und zu erzählen, überfordern. Immerhin muss der Befragte im Rahmen einer qualitativen Erhebung sowieso schon besonders viel leisten. Im Gegensatz zur geschlossenen Frage, bei der der Befragte verschiedene Beantwortungsmöglichkeiten vorgelegt bekommt – was lediglich ein Wiedererkennen verlangt – erfordert die Beantwortung von offenen Fragen, „*sich an etwas zu erinnern. Sich erinnern ist schwieriger als wiedererkennen*“ (vgl. ATTESLANDER 2000,161). Darum kann es sinnvoll sein, mit kurzen, leicht zu beantwortenden Fragen das Interview zu beginnen und so ein „Warmreden“ zu ermöglichen. In jedem Fall empfiehlt es sich aber, die entscheidenden Fragen nicht gleich am Anfang zu stellen (vgl. ATTESLANDER 2000,151), bzw. zunächst „*über wenig problematische Themen eine Kommunikationsbeziehung zwischen Interviewer und Forschungssubjekt aufzubauen*“ (HOFFMANN-RIEM 1980,358).

Im weiteren Verlauf hat der Interviewer die Aufgabe, das Gespräch zu den interessierenden Themenbereichen hinzulenken und es „am Laufen“ zu halten. Dabei sollen die Eingriffe dezent erfolgen „*und ausschließlich der Funktionalität des Gesprächs dienen*“ (LAMNEK 1993b,63). Sehr restriktiv in Bezug auf die Beeinflussung des Gesprächs sind Robert K. MERTON und Patricia L. KENDALL: „*Die Führung und Lenkung des Gesprächs durch den Interviewer sollte auf ein Minimum beschränkt sein*“ (MERTON/KENDALL 1993,178). Andere Autoren erlauben bzw. befürworten dagegen durchaus gezielte Eingriffe in das Gespräch. So dokumentieren z.B. laut WITZEL Nachfragen und Bitten um detaillierte Beschreibungen von Seiten den Interviewers, dass es der Befragte „*mit eine Person zu tun hat, die bemüht ist, seine Äußerungen und Sichtweisen inhaltlich zu verstehen, und die daher nicht mit einsilbigen Statements zufrieden ist*“ (WITZEL 1982,94). Um den Befragten zur aktiven Mitarbeit bei der Problementwicklung zu bewegen, reiche es nicht aus, so WITZEL, die Ausführungen des Befragten formal mit non-direktivem „hm“ und Kopfnicken zu begleiten. So sei es zum Beispiel nur durch gezieltes Nachfragen möglich, Dinge zu erfahren, die für den Befragten ganz selbstverständlich und damit kaum erzählenswert sind (vgl. WITZEL 1982,95).

Der Schritt vom Minimalengagement im Interview – etwa durch unterstützendes Kopfnicken – zum gezielten Nachfragen ist noch vergleichsweise klein. Der Interviewer unterstreicht lediglich sein Interesse und lenkt das Gespräch. Einen größeren Eingriff stellt dagegen das Einbringen inhaltlicher Statements, die Konfrontation des Befragten mit Widersprüchen oder – im Extremfall – die Darstellung der eigenen Meinung dar. So brachte GIRTLER bei einem Projekt zum Thema Prostitution auch Dinge ins Gespräch ein, die er von seinen ersten Kontaktpersonen wusste und gab sich also als jemanden, „*der schon einiges weiß und daher auch mitreden kann*“. Die Strategie habe bewirkt, so GIRTLER, dass er Erzählungen provozieren konnte, die für ihn interessant waren und die einem völlig Fremden nicht anvertraut worden

wären (GIRTLER 1984,105/106). Zu seiner Strategie gehört auch, eigene Überlegungen bei den Befragten zur Diskussion zu stellen (vgl. GIRTLER 2001,116).

Hinweise auf Widersprüchlichkeiten in der Darstellung des Befragten unterstreichen nach WITZEL zum einen das Interesse und die Aufmerksamkeit des Interviewers, zum anderen lassen sich so aber auch existierende Diskrepanzen aufgrund der Entfaltung der Problematik und damit zusammenhängender Gedächtnisstimulation bewusst machen oder ausräumen (vgl. WITZEL 1982,102). Zugleich kann ein solcher Hinweis allzu glattes „Daherreden“ unterbrechen und den „Ernstcharakter“ des Gesprächs wiederherstellen.

Noch einen Schritt weiter geht der Eingriff, wenn die eigene Meinung des Interviewers ins Spiel kommt. MERTON und KENDALL lehnen dies entschieden ab. *„Mit der Äußerung seiner eigenen Meinung provoziert der Interviewer in der Regel unaufrichtige Aussagen oder defensive Bemerkungen.“* Der Gesprächsverlauf gerate ins Stocken und der Befragte versuche seine Selbstachtung aufrechtzuerhalten, in dem er seine in Zweifel gezogene Meinung nochmals bekräftigt (MERTON/KENDALL 1993,182). Auf der anderen Seite kann allerdings die Meinungsäußerung beim Befragten Vertrauen erwecken. Nicht nur er „verlässt die Deckung“, sein Gegenüber ebenfalls. Außerdem kann je nach Gesprächspartner und Situation so der Standpunkt des Befragten entweder vertieft, vielleicht aber auch als nur „nachgeredet“ entlarvt werden. Ob der Befragte aggressiv oder defensiv auf einen Widerspruch oder auf die Meinungsäußerung des Interviewers reagiert oder rational seinen Standpunkt erklärt, hängt sowohl von der Rollenverteilung beim Interview als auch vom Status des Befragten und dessen Selbstbewusstsein ab. Das heißt, in wie weit und in welcher Hinsicht ein Eingriff das Interviewergebnis beeinflusst, ist fallabhängig. Damit ist es vor allem wichtig, dass Eingriffe flexibel und vor allem bewusst eingesetzt und nicht zuletzt auch dokumentiert werden. Um die Authentizität der Aussagen des Befragten nicht zu gefährden, kann beim Interview zudem zwischen dem „Kernbereich“, in den so wenig wie möglich eingegriffen werden sollte, und den Anfang- und Endsequenzen unterschieden werden, in denen der Boden für ein gutes Interview bereitet werden kann. In diesen können auch einzelne Aussagen durch gezielte Nachfrage oder Aufdecken von Widersprüchen hinterfragt werden, ohne das gesamte Gespräch zu sehr zu dominieren.

Das Interview als Ganzes sollte nicht zum Gespräch in dem Sinne werden, dass sich beide Beteiligten wechselseitig befragen und inhaltliche Antworten austauschen (vgl. FRIEDRICHS 1999,11).

## **Interviews mit Landwirten**

Die für die Befragung dieser Arbeit ausgewählte Gruppe von Öko-Landwirten stellte sich als sehr heterogene Gruppe dar. Die Bandbreite reichte vom jungen, studierten Agrarwissenschaftlern und Verbandsvertretern mit großem Interesse am Thema und einer entsprechenden Bereitschaft, selbst Erfahrungen und Fakten weiterzugeben, bis zum Rentnerpaar, das kurz vor der Aufgabe des kleinen Betriebs steht, keinerlei „Befragungs-Routine“ besitzt und erst allmählich Gesprächsbereitschaft entwickelt. Der „scharf kalkulierende Geschäftsmann“ war ebenso unter den Befragten vertreten, wie der „Umsteller aus komplexen moralischen Gründen“.



Entsprechend flexibel wurde in der Gesprächsführung auf die Befragten eingegangen. Ein mehr oder weniger langes Vorgespräch sollte in das Thema einführen und zugleich eine offene Atmosphäre schaffen. So hatten die weniger Interview-trainierten Landwirte Zeit, sich an die Situation zu gewöhnen. In einem Fall wurde das Vorgespräch bewusst ausgedehnt und dabei ganz gezielt die Kompetenz der Interviewerin demonstriert, um einen sich abzeichnenden schlechten Rapport zu verbessern. Insbesondere wurden dabei die Ziele des Projektes betont, um den scheinbar eher mit guter Unterhaltung als mit einer wissenschaftlichen Befragung rechnenden Landwirt von der Ernsthaftigkeit des Ganzen und der Bedeutung seiner Aussagen für das Projekt zu überzeugen – was auch gelang, so dass der Befragte schließlich konzentriert und ausführlich antwortete.

Als erstes Gesprächsthema wurde regelmäßig die Umstellung des Betriebs, die Motive und Abläufe, gewählt. Das Thema bot die Möglichkeit einen ersten Eindruck sowohl vom Betrieb wie vom Befragten zu gewinnen, auch bezogen auf das Kernthema ohne dieses konkret ansprechen zu müssen. Während dessen konnte sich der Befragte „warmreden“ und in das Thema eindenken. Häufig wurde bereits zu Anfang die Frage nach den verwendeten Informationsmaterialien gestellt, die dann allerdings später nochmals wiederholt wurde.

Regelmäßig (etwa bei zwei Drittel der durchgeführten Befragungen) lockerte sich in dieser Gesprächsphase – die sich vom Vorgespräch unterschied, weil bereits Fragen gestellt wurden – nach einiger Zeit die Atmosphäre. Erkennbar wurde die Entspannung dadurch, dass die Befragten plötzlich auf die Idee kamen, ein Getränk oder Vesper anzubieten, der Befragte (ohne direkten Zusammenhang mit einer Frage) anbot, das von ihm angesprochene Informationsmaterial herzuholen oder seinerseits Fragen an die Interviewerin stellte. Anschließend wurden mit möglichst geringen Eingriffen die weiteren Themenblöcke mehr oder weniger ausführlich bearbeitet oder von den Landwirten eingebrachte Schwerpunkte ausführlich besprochen. Dabei wurde noch einmal oder auch öfter die Frage nach Informationsmaterial gestellt. So konnte die „Liste“ während des ganzen Gesprächs entsprechend dem zunehmenden Erinnern der Landwirte fortgeschrieben werden.

Landwirte sind dem Dialekt häufig sehr verbunden sind und fungieren sogar als regelrechte „Hüter der Sprache“ (vgl. GIRTNER 2002). So lag es auf der Hand, beim Interview den Dialekt „zuzulassen“ bzw. durch die eigene Dialektfärbung der Sprache den Landwirten die Hemmung davor angesichts einer „wissenschaftlichen Untersuchung“ zu nehmen. Hier zeigte es sich als beinahe unabdingbar, die Gespräche auf Kassette aufzunehmen. Da sich die Dialekte auch innerhalb des kleinen Sprachraums Baden-Württemberg stark unterscheiden, konnten beim Abhören die verwendeten Dialektausdrücke im Nachhinein korrekt interpretiert werden. Dadurch musste nicht sofort nachgefragt und damit der Gesprächsfluss unterbrochen werden.

Eines der Interviews dauerte 40 Minuten, alle anderen gingen über mindestens eine Stunde, in der Regel lag die Dauer zwischen eineinhalb und zwei Stunden. Durch die sich zumeist anschließende Besichtigungstour über den Hof und durch das Nachgespräch war die Anwesenheit auf dem Betrieb meistens wesentlich länger als die Dauer des eigentlichen Interviews.

Bei den Experteninterviews wurde in der Regel deutlich stärker in das Gespräch eingegriffen und nachgehakt bzw. nachgefragt. Erste Überlegungen zu der Untersuchung wurden teilweise angesprochen und diskutiert.

## Transkription

Wie bereits angemerkt, wurden alle Gespräche auf Kasette aufgenommen und anschließend transkribiert. „*Das Wortprotokoll ermöglicht es auch, einzelne Aussagen in ihrem Kontext zu sehen und gibt so die Basis für eine ausführliche Interpretation*“ (MAYRING 1999,69). Eine Schwierigkeit stellt die Übertragung des Dialekts dar. Es ist möglich, diesen mit Hilfe des internationalen phonetischen Alphabets (IPA) oder mit Hilfe der literarischen Umschrift, also in dem gebräuchlichen Alphabet, wiederzugeben. Allerdings, wendet MAYRING ein, seien solche Texte anstrengend zu lesen. Um mehr Lesbarkeit zu erreichen, müsse man sich stärker vom gesprochenen Wort wegbewegen. Bei der Übertragung in normales Schriftdeutsch werde der Dialekt bereinigt, Satzbaufehler behoben, der Stil geglättet.

Das auf Band gesprochene Wort der Landwirte wurde in Wortwahl und Satzbau weitestgehend unverändert in eine schriftliche Fassung übertragen. Lediglich die Färbung durch den Dialekt wurde, um die Lesbarkeit zu verbessern, ins Schriftdeutsche „übersetzt“. Ausgenommen wurden davon Passagen, in denen der Dialekt extrem stark war oder bewusst betont worden war. Dialekt-Spezialausdrücke wurden als solche belassen.

In wenigen Fällen wurde ein Gesprächsteil, der keinen Bezug zum gestellten Thema hatte, nicht transkribiert und dieses Vorgehen im Protokoll vermerkt. Alle Interviews wurden von der Interviewerin selbst übertragen. Die Protokolle haben im Schnitt eine Zeichenzahl von rund 60.000 Anschlägen. Die beiden kürzesten Protokolle bewegen sich um 32.000 Zeichen, die beiden längsten liegen über 100.000 Zeichen (max. 131.000 Z.).

Die Experteninterviews wurden weitgehend unverändert übertragen. Falls erforderlich wurden Stil und Satzbau geglättet und dem Schriftdeutschen angepasst.

### 3.3 Auswertung der Daten

Charakteristisch für die Ausgangssituation bei der Auswertung qualitativer Forschungsprojekte ist eine große Materialfülle und das Fehlen einer genau festgelegten Auswertungsroutine. So schrieb schon Max WEBER 1893 über die Resultate einer Befragung zum Thema „Landarbeiter“: „*Allerdings stehen wir ihm (diesem Material) insofern fast ratlos gegenüber, als wir bisher nicht im Klaren sind, wie es verarbeitet werden soll. Wer derartige Zusammenarbeitungen nie gemacht hat, kann sich von dem Umfang dieser Arbeit schlechterdings keine Vorstellungen machen ... die eigentliche Frische der Darstellung, die den Leser an den Originalberichten erfreut, wird überwiegend verloren gehen*“ (WEBER 1893,540 zitiert nach OBERSCHALL 1997,64).

Die Schwierigkeit, einen Kompromiss, zwischen der erforderlichen Strukturierung des Materials und der Erhaltung der originären Aussagen zu erreichen, ist auch heute noch aktuell. „... *auch qualitative Sozialforschung zielt auf verallgemeinerungsfähige Aussagen ab, möchte dabei aber die Originalität der Einzelbeiträge nach Möglichkeit erhalten*“ (LAMNEK 1993a,197). Dabei ist – was die „verallgemeinerungsfähigen Aussagen“ angeht – klar, dass eine repräsentative Auswertung des Materials auf Grund der kleinen Stichprobenzahlen als Option wegfällt. Andererseits kann es aber auch nicht sein, dass die Texte – um die

Ausdrucksweise im Original zu erhalten – lediglich „illustrativ“ verwendet werden. „Der Leser erfährt vom Fallmaterial nur soviel, wie zur Illustration der Hypothesen des Forschers erforderlich ist, die als subjektiv plausible Theorie angeboten werden“, beschreibt Uta GERHARD kritisch diesen Weg. Abweichendes Fallmaterial werde in der Regel nicht dargestellt (GERHARD 1984,73/74). Wobei dieser Effekt nach Udo KELLE und Susann KLUGE allein schon durch die große Menge des auszuwertenden Textes eintreten kann, sie warnen darum: „In einer solchen Situation der Überforderung kann der Forscher oder die Forscherin der Versuchung erliegen, theoretische Aussagen anhand von nur wenigen, unsystematisch gesammelten Textstellen vorschnell als belegt zu betrachten ...“ Und folgern daraus: „Eine methodisch kontrollierte interpretative Analyse von Textdaten kann auf Verfahren zur Sichtung und systematischen Ordnung des Datenmaterials also nicht verzichten“ (KELLE/KLUGE 1999,55).

Ursachen für eine unterschiedliche Vorgehensweise bei der Auswertung sind auch die verschiedenen Zielrichtungen der Untersuchungen: etwa die eines Expertengesprächs, bei dem in erster Linie Fakten erhoben werden sollen, oder eine Befragung, in der es um Einstellungen und Meinungen geht. Das Material kann zudem deskriptive, narrative und argumentative Teile haben, Bezug auf den biographischen Hintergrund des Befragten nehmen und dabei hochkomplexe Sachverhalte zum Thema haben.

Bei der großen Vielfalt der Erhebungsmethoden und Zielsetzungen der qualitativen Sozialforschung kann es keinen Konsens über die eine richtige anzuwendende Analysemethode geben, „vielmehr wird angestrebt, dem jeweiligen Projekt eine an Thema und Erhebungsmethode orientierte Analysemethode auf den Leib zu schneiden“ (LAMNEK 1993b,114). In der Regel gilt es, eine Analysemethode zu finden, „die weder nomothetisch ist, d.h. auf Gesetzesausagen abzielt, noch idiographisch, d.h. auf biographische Einzelfälle historisch-deskriptiv eingeht“ (GERHARD 1984,65). Das Ziel der Analyse kann dabei im deskriptiven Bereich liegen, etwa in der Formulierung „dichter Beschreibungen“, oder in der Konstruktion „empirisch begründeter Theorien“ (vgl. KELLE/KLUGE 1999,16).

Die erste Aufgabe der Auswertung ist in der Regel, das vorhandene Material zu strukturieren bzw. zu klassifizieren und damit fassbar zu machen. Die Bewältigung dieser Aufgabe fängt mit der „Entwicklung von Begriffen, Konzepten und Kategorien aus dem oder anhand des qualitativen Datenmaterials“ an. „Diese Kategorien können eine rein deskriptive Funktion besitzen und die Ordnung und Strukturierung des Untersuchungsbereichs durch eine Einteilung in wenige Gruppen bzw. ‚Typen‘ ermöglichen und dadurch die Informationsfülle eines komplexen Gegenstandes reduzieren helfen“ (KELLE/KLUGE 1999,16). In jedem Fall muss jeder Auswertungsschritt für Außenstehende nachvollziehbar sein und das vorliegende Material darf nur in seinem Kontext interpretiert werden.

### **3.3.1 Qualitative Inhaltsanalyse**

Eine Möglichkeit, die Materialfülle im Rahmen der qualitativen Analyse in den Griff zu bekommen, ist die Klassifizierung. „Mit Klassifizierung soll gemeint sein: die Ordnung eines Datenmaterials nach bestimmten empirisch und theoretisch sinnvoll erscheinenden Ordnungsgesichtspunkten, um so eine strukturierte Beschreibung des erhobenen Materials zu ermög-

lichen“ (MAYRING 2003,22). Dabei wird in der qualitativen Forschung auf die „*Ableitung von Auswertungsgesichtspunkten aus dem Material, also einer induktiven Kategorienbildung großen Wert gelegt*“ (MAYRING 1999,91). Das heißt, alle relevanten Daten und Aussagen werden systematisch und konsequent zu einem bestimmten – für die Forschungsfrage relevanten – Sachverhalt zusammengestellt. Die Auswahl der „Sachverhalte“, die, auf Stichworte reduziert, bei der Analyse das Kategorienschema bilden, kann auf theoretischen Überlegungen beruhen oder induktiv am Text passieren. Allerdings wird auch bei der Ableitung der Kategorien aus dem Text das vorhandene Vorwissen eingebracht (vgl. KELLE/KLUGE 1999,27-38). Wurde für die Durchführung des Interviews ein Leitfaden entwickelt, können z.B. die in diesem Leitfaden festgelegten Themenfelder Grundlage für das Kategorienschema sein. „*Einerseits beeinflusst der Leitfaden in hohem Maße die Themen, zu denen sich die Befragten überhaupt äußern, und andererseits wird sich die Auswertung des Datenmaterials sinnvollerweise zumindest am Anfang eng an den Fragen des Leitfadens orientieren*“ (KELLE/KLUGE 1999,65). Allerdings zeige sich beim eigentlichen Kodieren, dem Zuordnen von Textsegmenten zur passenden Kategorie, häufig, dass das so vorbereitete Kategorienspektrum nicht ausreiche, so KELLE und KLUGE. Die ursprünglichen Leitfadenthemen müssten oft differenziert und ergänzt werden. Dieses Vorgehen komme dem Anspruch an die Offenheit des Verfahrens entgegen. Dabei dürften die Kategorien und Subkategorien weder zu konkret noch zu abstrakt formuliert sein, damit weder zu viele noch zu wenige Textsegmente einer Kategorie zugeordnet werden könnten und das Ergebnis damit entweder zu wenig differenziert sei beziehungsweise lediglich eine Fülle von Einzelfällen darstelle.

Beim Kodieren „*wird das Material Zeile für Zeile durchgearbeitet*“ (MAYRING 2003,76). Immer dann, wenn sich ein Textsegment keiner bestehenden Kategorie eindeutig und logisch zuordnen lässt, muss – auch im Zusammenhang mit der Fragestellung – überlegt werden, ob eine neue Kategorie eingeführt wird oder die bestehende Kategorie durch eine neue Subkategorie weiter differenziert werden kann. „*Das Ergebnis ist ein System an Kategorien zu einem bestimmten Thema, verbunden mit konkreten Textaussagen*“ (MAYRING 2003,76).

Auf dieser Basis kann das Material vergleichend ausgewertet und interpretiert werden, ohne dass die Gefahr besteht, einzelne Aussagen zum jeweiligen Thema zu übersehen.

### **Qualitative Analyse der Interviews mit den Landwirten**

Grundlage der Datenauswertung waren die transkribierten Interviews mit den Landwirten. Die Interviewpartner wurden, wie unter Kapitel 3.2.3 beschrieben, anonymisiert. Im Gespräch erwähnte Personen – so es sich nicht um Personen des öffentlichen Lebens handelt – wurden ebenfalls anonymisiert. Zunächst wurden Antworten auf die Forschungsfragen durch eine systematische Analyse sämtlicher Gespräche entlang eines Kategorienschemas gesucht. Die Kategorien orientierten sich zunächst am Leitfaden und wurden induktiv im Verlauf der Auswertung ergänzt. Ebenfalls induktiv wurden bei Bedarf Subkategorien eingeführt. Auf diese Weise konnten alle inhaltlichen Aussagen des Interviews thematisch strukturiert werden. Die den Kategorien zugeordneten Textsegmente wurden in eine Rubrik als Zitat aufgenommen, in einer weiteren Rubrik zu einer Kurzaussage gestrafft. Kurzaussage wie Zitat konnten so zu jedem Zeitpunkt auf den zu Grunde liegenden Text zurückgeführt werden.



Die anschließende Interpretation der geordneten Textsegmente wurden in Bezug zum Gesamttext durchgeführt, so blieb der Zusammenhang der Aussagen zum Kontext gewahrt.

## **Qualitative Analyse der Interviews mit den Experten**

Grundlage der Datenauswertung sind die transkribierten Interviews der Experten. Für die Analyse der Expertengespräche stand kein Leitfaden zur Verfügung. Die Kategorien wurden induktiv beim Durcharbeiten des Datenmaterials ermittelt. Bei der Interpretation der Expertenaussagen wurden teilweise auch von den Interviewpartnern eingebrachte schriftliche Dokumente berücksichtigt.

### **3.3.2 Typenbildung**

An die Strukturierung des Materials anhand von Kategorien kann ein weiterer Schritt zur Reduzierung der Komplexität angeschlossen werden, die Bildung von Typen. Grundsätzlich ist das *„Ziel der Typenbildung – im Unterschied zum Repräsentativkonzept – nicht die Übertragung von Begrenztem auf Allgemeines, sondern das Auffinden von Allgemeinem im Besonderen: Im jeweils besonderen Fall soll dessen Allgemeines zur Darstellung gebracht werden“* (LAMNEK 1993a,192/193). *„Meist werden Typen zunächst gebildet, um einen Reihe von Untersuchungselementen nach ihren Unterschieden und Ähnlichkeiten zu ordnen und zu gruppieren“*, erläutert Susann KLUGE den Ansatz: Durch die Zusammenfassung von ähnlichen Elementen erhalte man *„einen wesentlich besseren, nämlich geordneten Überblick über einen Gegenstandsbereich“* (KLUGE 1999,23). Doch der Nutzen geht darüber hinaus: *„Die formale Einteilung von Fällen in Gruppen ist nur Mittel zum Zweck, um jene inhaltlichen Ordnungen bzw. ‚soziale Strukturen‘ zu beschreiben, die zur Gruppierung von Fällen in Typen geführt haben. Das Zusammentreffen bestimmter Merkmalskombinationen stellt also oft die Grundlage für die Suche nach ‚inneren‘ oder ‚Sinnzusammenhängen‘ dar“* (KELLE/KLUGE 1999,80). Diese „kleinteilige“ Vorgehensweise bei der Typenbildung in der qualitativen Sozialforschung ist dabei auch eine Reaktion auf den Wandel der Gesellschaft und den Versuch mit Hilfe der quantitativen Befragung zu eben diesen Sinnzusammenhängen zu gelangen. So wird die wachsende Attraktivität der Typenbildung auch mit den Schwächen, *„die lineare Interpretationsmuster angesichts der sich stetig erweiternden Komplexität und Ausdifferenzierung der Gesellschaft, der individuellen Einstellungen und Handlungsmuster“* mit sich bringen, erklärt (DE HAAN et. al., 2001,9).

Eine allgemeine Definition für die Typenbildung schlägt Udo KUCKARTZ vor: *„Aufgrund von Ähnlichkeiten in ausgewählten Merkmalsausprägungen werden Objekte zu Klassen (Typen) zusammengefasst. Dabei sollen die Objekte derselben Klasse einander möglichst ähnlich, die verschiedenen Klassen hingegen möglichst unähnlich sein“* (KUCKARTZ 2001,20). Er hält Verfahren der Typenbildung insbesondere dafür geeignet, zielgruppengenaue Strategien, z.B. für die Umweltkommunikation zu entwickeln (vgl. KUCKARTZ 2001,35). Haben sich Klassifikationen oder Typologien dann empirisch bewährt, können sie auch als Basis für Stichproben einer weiteren Untersuchung genutzt werden (vgl. KLUGE 1999,45). Dabei stellen die einzelnen Einheiten einer Typologie *„die Menge unterschiedlicher Einheiten für eine Stichprobe dar“* (FRIEDRICHS 1980,90).



Für die Typenbildung kann die Kodierung des Datenmaterials anhand eines Kategorienschemas durchgeführt werden. Auf dieser Basis lassen sich dann die relevanten Vergleichsdimensionen bestimmen. Darauf aufbauend folgt die Gruppierung der Fälle und die Analyse empirischer Regelmäßigkeiten (vgl. KELLE/KLUGE 1999,81-86). Die Gruppierung kann anhand von verschiedenen Ausprägungen eines Merkmals geschehen oder auch Merkmalskombinationen erfassen. Wobei allerdings keine scharfen Grenzen zwischen den Gruppen gezogen werden können: „Zwischen einem Typus und einem Nachbartypus sind die Grenzen stets fließend; (...) Übergangsformen (...) gehören notwendig zur Struktur der Typenverteilung“ (STERN 1911,173 zitiert nach KLUGE 1999,31).

Um die Ordnung des Materials systematisch und nachvollziehbar zu gestalten, so KELLE und KLUGE, solle grundsätzlich das „Konzept des Merkmalsraums“ Anwendung finden. „Indem man die Kategorien (Merkmale) und ihre Subkategorien (Merkmalsausprägungen) in einer gegebenenfalls mehrdimensionalen Kreuztabelle darstellt, erhält man einerseits einen Überblick über alle potenziellen Kombinationsmöglichkeiten. Andererseits wird es hierdurch möglich, Fälle den entsprechenden Feldern zuzuordnen, um auf dieser Grundlage weiter vergleichende Analysen vorzunehmen“ (KELLE/KLUGE 1999,87).

Alternativ kann der Prozess der Typenbildung auch umgekehrt werden. Bei dieser Vorgehensweise, die Paul F. LAZARFELD und Allen H. BARTON mit „Substruktion“ bezeichnen, werden zunächst intuitiv vorläufige Typen gebildet, die dann in einem weiteren Arbeitsschritt einer genaueren Analyse unterzogen werden. Bei diesem zweiten Schritt werden der Merkmalsraum und mit ihm die potenziellen Merkmalskombinationen ermittelt, auf denen diese Typologie bzw. ihre Typen basieren. Liegt der Merkmalsraum vor, kann überprüft werden, ob Typen übersehen wurden oder ob sich einzelne Gruppen überlappen (vgl. KLUGE 1999,104 ff; FRIEDRICHS 1980, 90 ff). Nach KLUGE empfehlen LAZARFELD und BARTON sogar, „sich

**Abb. 3.3:** Darstellung von Merkmalskombinationen in einer Kreuztabelle

		Kategorie B	
		Subkategorie B1	Subkategorie B2
Kategorie A	Subkategorie A1	Fälle mit der Merkmalskombination <b>A1, B1</b>	<b>A1, B2</b>
	Subkategorie A2	<b>A2, B1</b>	<b>A2, B2</b>

Quelle: KELLE/KLUGE 1999,87

*zunächst einen ersten allgemeinen Überblick zu verschaffen, indem intuitiv Gruppierungen gebildet werden, die anschließend einer systematischen Analyse – eben der Substruktion – unterzogen werden; diese Kombination aus Intuition und Systematik soll zu einem fundierten Forschungsergebnis führen“ (KLUGE 1999, 105).*

Von den ermittelten potenziellen Kombinationen ausgehend kann in einem letzten Schritt versucht werden, Sinnzusammenhänge zwischen den Merkmalen zu erkennen und zu erklären.

### **Auswertung der Interviews**

Die Frage, ob ein Landwirt ein Problem lösen kann oder nicht, ist nicht allein vom vorhandenen Wissen, geschweige denn vom vorhandenen Informationsmaterial abhängig. Wichtig ist auch, ob er dieses Wissen so umsetzen kann, dass die jeweils getroffene Entscheidung sich möglichst positiv auswirkt.

Bereits bei der Durchführung der Interviews, aber vielmehr noch beim Lesen der transkribierten Texte ließen sich Muster erkennen, die zu einer vorläufigen intuitiven Typenbildung führten. Diese intuitiv gebildeten Typen wurden, wie oben beschrieben, auf relevante Merkmalskombinationen zurückgeführt. Relevant erschienen dabei die Merkmalsausprägungen zu den beiden Bereichen „Wissen“ und „Wissensmanagement“ (hier verstanden als Fähigkeit, Wissen effizient umzusetzen). Auf dieser Basis wurde die Analyse ausgeführt. Die Gruppierung erfolgte anhand der Aussagen in jeweils zwei Merkmalsausprägungen. Es wurde dabei überprüft, ob eine ausreichende „interne Homogenität“ und „externe Heterogenität“ (KLUGE 1999,27) und ob die Zuordnung der Textsegmente überhaupt eine Untermauerung der intuitiv gebildeten Typen ergab. Die erarbeiteten Merkmalsräume wurden in eine Kreuztabelle überführt und die Kombinationen interpretiert. Zuletzt wurden die gebildeten Typen in Bezug auf die untersuchten Faktoren (auf eine Beziehung zu den verschiedenen Informationsmedien) betrachtet.

## **3.4 Kritische Betrachtung der Vorgehensweise**

Das Thema Wissen und Wissensvermittlung ist selbst dann ein weites Feld, wenn es auf den ökologischen Landbau und hier wiederum auf das Bundesland Baden-Württemberg eingegrenzt wird. Dementsprechend wichtig ist es, sich für einen Blickwinkel zu entscheiden und diesen klar zu definieren. In der vorliegenden Arbeit wurde der Blickwinkel der Landwirte gewählt. Diese Sichtweise wurde um die geschichtliche Dimension erweitert. Nicht zuletzt, um die damit einhergehende Eingrenzung des Themenbereiches bewusst zu machen, wurde zusätzlich eine begrenzte Anzahl Experten befragt.

Mit den Landwirten wurden sehr intensive Gespräche geführt, die den komplexen Hintergrund des Themas offenbarten. Dabei bewährte sich die Vorgehensweise, auf einen festen Fragenkatalog zu verzichten und stattdessen der Schwerpunktsetzung der Landwirte zu folgen. Nach einiger Zeit berichteten fast alle offen von Problemen und wirkten dabei interessiert und motiviert. Wie wenig Sinn es in manchen Fällen dagegen gehabt hätte, Themenbereiche,

wie etwa die Fruchtfolgegestaltung über einen Fragebogen zu erfassen, illustriert die Aussage eines Landwirts. Auf die offensichtliche Diskrepanz zwischen seiner aktuellen Aussage und einer vorliegenden Beschreibung seiner Fruchtfolge hingewiesen, erklärte er bereitwillig, dass die schriftliche Variante die sei, die er eigentlich ideal finden würde. Aber realisiert habe er diese Fruchtfolge aus verschiedenen Gründen dann doch nicht.

Durch die in diesem Kapitel beschriebene Auswahl der Stichproben und die gewählte Vorgehensweise waren die Gespräche im erforderlichen Umfang vergleichbar. Sie boten ausreichende Hinweise für die Typisierung. Es konnten Zusammenhänge erkannt werden, und ein Einblick in den Wissensstand der Landwirte war möglich. Repräsentative Aussagen wurden bereits durch die Wahl der Methodik ausgeschlossen. Es konnten aber Ansatzpunkte ausgemacht werden, an denen vertiefende quantitative Untersuchungen weitere interessante Ergebnisse liefern könnten. Auch andere klassische Gütekriterien wie die Validität oder Reliabilität können auf qualitative Untersuchungen nicht einfach übertragen werden. MAYRING (1999,116): „In der aktuellen Diskussion um Gütekriterien qualitativer Forschung setzt sich immer mehr die Einsicht durch, dass man nicht einfach die Maßstäbe quantitativer Forschung übernehmen kann. Die Gütekriterien müssen neu definiert, mit neuen Inhalten gefüllt werden.“ Diese neuen Inhalte sind noch in der Diskussion. Wichtige Stichworte sind für MAYRING dabei (199,119-122): Verfahrensdokumentation, Argumentative Interpretationsabsicherung, Regelgeleitetheit, die Nähe zum Gegenstand, kommunikative Validierung und Triangulation. Diese Kriterien wurden in der vorliegenden Untersuchung als wesentliche Leitlinien der Durchführung betrachtet. Der Grad ihrer Berücksichtigung wurde bereits in der Dokumentation des Vorgehens dargestellt.

Der geschichtliche Hintergrund verdeutlicht und erklärt die gewachsenen und teils noch vorhandenen Strukturen und Prozessmuster. Seine Einbeziehung bedeutete somit eine wichtige Ergänzung für die aus den beiden Befragungen abgeleiteten Überlegungen. Im Rahmen der Gespräche mit den Experten konnten diese zeitnah diskutiert und ein erweiterter Einblick in die Thematik gewonnen werden.

Das geplante Vorgehen konnte ohne Abstriche realisiert und die eingangs aufgeführten Fragestellungen bearbeitet werden. Um das Themengebiet zu erfassen, ist das in diesem Kapitel beschriebene Vorgehen jedoch nur eine der vielen denkbaren Möglichkeiten. Es wurde im Sinne eines explorativen Vorgehens zur Untersuchung eines Gebietes mit vielen Unbekannten verstanden und hat sich als solches bewährt. Um einen Gesamtüberblick über das Wissen und die Wissensvermittlung in der ökologischen Landwirtschaft zu bekommen, wären weitere ergänzende Erhebungen, insbesondere auch quantitativer Art, wünschenswert.